

Bierstädter Zeitung

Amts-Blatt

Zugleich

Anzeiger für das blaue Rändchen.

(Umfassend die Ortschaften: Auringen, Brockenheim, Dollenheim,

Biedenbergen, Erbenheim, Dethle, Igstadt, Mappenheim, Massenheim, Modenbach, Naurad, Nordenstadt, Rumbach, Sonnenberg, Wallen, Wilschafen.)

Fernruf 2027.

Redaktion und Geschäftsstelle Bierstadt, Ecke Moritz- und Röderstraße

Reaktion, Druck und Verlag Heinrich Schulze in Bierstadt.

Fernruf 2027.

Nr. 302

Donnerstag, den 24. Dezember 1914.

14. Jahrgang.

Weihnachten 1914.

Friede den Menschen auf Erden! Das war der Weihnachtsgruß, den der Engel lichter Chor den Hirten auf dem Felde von Bethlehem bot. Es ist der Weihnachtsgruß der Christenheit geworden. Das millionenfache Echo aber, das er sonst auf Gottes weiter Erde fand, wird heute übertönt vom Waffenlärm, vom Donner der Kanonen.

Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind! Ein schönes Wort, das in keinem Herzen größeren Wiederhall gefunden hat und noch findet als im deutschen. Wie anders aber empfindet unsere Seele jetzt den Klang, die Mahnung, die Verheißung, denn in der Vergangenheit! Das grenzenlos gewaltige Schauspiel, das sich gegenwärtig unter unseren Augen und unserer Teilnahme abspielt, der Weltkrieg, dem an Umfang und Größe, an blutiger Grausamkeit und an unabsehbaren Folgen kein anderes historisches Ereignis seit Anbeginn gleicht, hat alles: Menschen, Dinge, Verhältnisse von Grund aus aufgewühlt und geändert. Hat die blühendsten Hoffnungen erbarmungslos zerschlagen, pflanzt aber auch am Strabe dieser Hoffnungen die Saat einer neuen, schönen Zukunft auf.

Die guten Willens sind! Wahrlich, der Wille, den Frieden auf Erden zu erhalten und zu schützen, ist bei keiner Nation der Erde so stark und ehrlich gewesen, wie bei der deutschen. Und er ist hervorgegangen aus der wahrhaft christlichen Ueberzeugung und Empfindung, die das göttliche Kindlein in der Krippe uns gelehrt, die das seelische und geistige Besitztum geworden ist des deutschen Vaters und des deutschen Volkes. So werden denn auch alle die, welche in Gottes frommem Glauben die Lehren des Heilandes misst, die aus rein egoistischem Neid und aus Habgucht des Friedens Heiligtum zertrümmert, um unser Volk und Vaterland der Verachtung zu weihen, die Verantwortung all der Schrecknisse vor Gott und der Weltgeschichte zu tragen haben, unter deren furchtbaren Keulenschlägen gegenwärtig die Erde erbebt.

Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg. Wer fühlte die Wahrheit dieses Dichtervortes nicht an sich selbst, an seiner Familie, an seiner Umgebung? Allein der Krieg ist auch eine Prüfung für uns alle — gewiß eine unendlich schwere, aber auch eine reinigende, geistig und sittlich läuternde. Und wohl keine Gelegenheit ist geeigneter, hierüber tief nachzudenken als das Weihnachtsfest!

Wenden wir zurück auf die jüngste Vergangenheit, da dem Vordringen der kommenden Ereignisse die Wirklichkeit noch nicht gefolgt war! Wie dräuend hatte sich der Kampf gegen den christlichen Glauben, gegen christliche Art und Sitte verschärft, wie mußte die ständige Zunahme von Frivolität und Sittenlosigkeit, die Abnahme des Schamgefühls selbst in der Öffentlichkeit beklagt werden! Wie häuften sich doch die ärgerniserregenden Skandalprozesse, und wie war unser Volk getrennt und zersplittert in Parteien und Parteistellungen, die, in Kastengeist verknüpft, in wildem Klassenkampf sich zersplitterten!

Es ist viel Schmutz und Unrat hinweggesetzt worden, hat der Reichstagskanzler in seiner herrlichen Rede jener denkwürdigen Reichstagsitzung am 2. Dez. gesagt. In der Tat: da, wo früher Uneinigkeit und Unschlüssigkeit walteten, haben Einigkeit, Brüderlichkeit und Vaterlandsliebe ihr Banner aufgespannt. Unschlüssigkeit, Schamlosigkeit und Laster haben sich in den dunkelsten Winkel verflochten. Und der Wert der Herzensreinheit für die siegverbürgende Kraft der Nation ist leuchtend und strahlend herausgezogen am dahin bewölkten Horizont der Geister. Ein Volk, das dem Elemente der Religiosität und der aus ihr entspringenden wahren Sittlichkeit noch nicht eingeklämmert sind, so daß sie, wie wir das in diesen schweren Zeiten erlebt, mit sieghafter Macht hervorragen, kann nicht untergehen. Es wird die Zeit der Prüfung überstehen und neugestärkt daraus hervorgehen, einer schöneren, herrlicheren Zukunft entgegen!

Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind! Uns, die wir den Frieden gewollt und

die wir die Wiederkehr des Friedens mit heißer Sehnsucht vom Himmel erstehen, wird nach Tagen der Trübsal, des Leides, der Entbehrungen und Opfer der Friede erscheinen, der uns ein neues, ein dauerndes Glück beschert wird.

Des Landsturmmannes Weihnacht.

Ein Stimmungsbild von Dr. Paul Verch.

Vom Wintersturm umbraut auf hohem Plane Ein deutscher Landsturmmann im Belgierland Hält Wache bei der schwarz-weiß-roten Fahne, Die lustig flattert, wo der Feind einst stand.

Nacht ist's, und goldne Sternensichter blinken Friedlich im Azurblau am Himmelsgiebel. Antwerpens Türme fern herüberwinken, Vor denen fand den Tod manch deutscher Held.

Nach, Kamraden! Habt euch gut geschlagen! Nun liegt ihr unterm Hügel, moosumsäumt. Doch deutscher Heldensitz vergißt das Klagen, Wo die Begeisterung deutscher Freiheit schäumt. . .

Er sinnt und träumt: „Jählings hinweggerissen Von Weib und Kindern, folgt des Kaisers Ruf Ich jauchzend, und nach frohen Abschiedsgrüßen Ergriff ich des Soldaten Wehrberuf.“

Umlauert rings von Hinterlist und Tücke, Von Feindes Haß umgeben riesengroß, Kämpft Deutschlands Heer für Vaterlands Geschicke. Wohlan! Das Land steht auf, der Sturm bricht los!

Und die Begeisterung den Marsch beflügelt. Hallo! Der Landsturm, der ist auch noch da! Den noch kein Feindesangriff je gezeugt! Parole: Immer feste drauf! Hurra!

Die deutsche Treue fest zu Reich und Kaiser, Die Lieb' zum Weib und Kinde ist das Band, Aus dem er flücht des Sieges und Ruhmes Reiser, Sein Blut verspricht fürs teure Vaterland.

Und wie der Traum Vergangenes gaukelt lichte Um seine heiße Stirn dem Landsturmmann, So zeigt die Fahne, wehend hoch im Winde, Ihm jetzt bedeutungsvoll die Zukunft an.

Und wie sein Geist empordringt zu den Höhen, Und in die Ferne richtet sich sein Blick, Da ist's, als ob ergreift ihn banges Wehen: „Wie wendet sich des Vaterlands Geschick?“

Und vor ihm sich erhebt ein Miesestreiten, Vor seinen Augen wird es blutig rot. Furchtbarer Schallenschein durchdringt die Weiten, Und schaurig singt sein Wiegensied der Tod.

Marsch! Marsch! Hurra! Durch tausende Granaten Und prasselnde Schrapnells dringt unser Lauf. Und ob wir gleich im Blut des Feindes waten — Nichts hält den Siegeszug der Deutschen auf.

Es pfeift und stöhnt und zischt aus Eisenrohren, Verderben sprüht ein einziger Feuerschlund, Musik der Hölle geist an uns're Ohren, In Blut gebadet scheint das Erdenrund.

Hurra! Sieg oder Tod! Und wenn ich falle Fürs teure Vaterland, hat's keine Not. Lebt wohl, ihr Lieben in der Heimat alle, Und trauert nicht um meinen frühen Tod!

Denn meine Seele fest auf Gott vertrauet. Auf dunkle Nacht erscheint ein Morgenrot. Der Freiheit Morgenrot, auf das ihr bauet — Und sein Verkünder ist der Herr Gott!

Daheim am Weihnachtsabend mit den Kindern Die treue Gattin weilet angsterfüllt. Der eine Trost mag ihre Schmerzen lindern, Der eine Stolz nur ihre Tränen stillt:

Das Opfer, das sie bringt, ist nicht vergebens. Mag auch der Mann im Sturme drauß' vergehn. Des Vaterlandes Heil ist Ziel des Strebens, Und droben gibt's ein schöner Wiederseh'n.

Des Christbaums bunte Kerzen strahlend flammen. Wie tröstlich scheint die heilige Weihnacht! „Kommt, Kinder, knien wir zusammen, Zu beten zu des Allerhöchsten Nacht!“

Du, lieber Heiland, in dem Himmel, führe Den Vater in die Heimat uns zurück! Doch was ist das? Es öffnet sich die Türe, Der Landsturmmann tritt ein — mit ihm das Glück.

Den linken Arm gefesselt in der Binde, So daß er jubelnd nicht — die Not gebeut's — Umarmen kann sein treues Weib geschwinde. Doch auf der Brust, da prangt ein Eisenkreuz.

Und wie die Kindlein, da erhört ihr Flehen, Ausbrechen in den Ruf: „Der Vater lebt!“ Da ist's, als ob aus selgen Himmels Höhen Ein Friedensengel sanft herniederschwebt.

Die Liebesgabe.

Weihnachtsstille nach einer wahren Begebenheit. Von Dr. Paul Verch.

„Schwester Theresia!“

„Nur ein wenig Geduld, ich komme gleich!“ — Die gute Schwester, die wegen ihrer aufopferungsvollen Hingebung bei allen Kranken und Verwundeten im Feldlazarett beliebt war und auch bei den Ärzten eine besondere Verehrung genoß, hatte wirklich alle Hände voll zu tun. Zu jeder Zeit und überall wurde sie verlangt, jeder beehrte zuerst ihre Hilfe. Denn wie keiner verstand sie es, durch ihren milden Engelblick und durch den Glorion ihrer reinen Stimme Trost zu verbreiten und lindernden Balsam in das Herz der Leidenden zu träufeln.

Endlich hatte sie sich soweit frei gemacht, daß sie Erich Wendland, dem vor kurzem erst Operierten, eine Viertelstunde widmen konnte. Sie tat es gern, denn der stolze, beschiedene Jüngling lag ihr besonders am Herzen. Hatte er doch von allen am schwersten zu tragen. Durch die Sprengflügel einer Schrapnellkugel gelitten, hatte er den linken Arm und das linke Bein verloren. Als elender Krüppel schaute er sich der Heimat entgegen, einem Leben entgegen, das fremdlos für ihn sein werde; war ihm doch jede Möglichkeit, seine einträgliche Existenz, die er sich mit so viel Mühe und Fleiß aufgebaut, zu erhalten, genommen. Dieser lag vor ihm die Zukunft, und alle Hoffnung schien begraben.

Draußen wehte ein eisiger Wind und schüttelte die schweren Schneemassen von den Ästen der Bäume, dann trieb er sie wütend im Wirbel vor sich her, daß sie sich gleich schweren Staubwolken erhoben, um in tausende winziger Kristalle zu zerfallen.

Schwester Theresia fröstelte es. Ein trüger Schauer ließ durch ihre Glieder, als sie Papier und Stift zur Hand nahm, um ihrem Pflegling die schon öfter geäußerte Bitte endlich zu erfüllen.

„Nun es denn wirklich sein?“ flüsterte sie.

Erich biß die Zähne aufeinander, und indem er die Lippen fest zusammenpreßte, nickte er energisch mit dem Kopfe.

Die Schwester loderte ihm das Kissen unter dem Rücken. Dann begann er zu diktieren:

„Meine teure Braut! Wenn du diese Zeilen erhältst, werde ich das Eiserne Kreuz als Schmutz anlegen dürfen. Denn, wie ich ersahre, hat mich mein Hauptmann als ersten der Kompanie vorgeschlagen. Zugleich aber ein tief Schmerzlich! Bei dem Sturm, bei dem es mir gelang, eine ganze feindliche Batterie zu erbeuten, wurde ich schwer verwundet.“

„Erich nicht, liebe Johanna! Mit blutendem Herzen teile ich es dir mit, allein es bleibt mir keine Wahl. Dein stolzer Erich, dessen schöne Gestalt du oft liebreich umarmt, ist ein elender Krüppel. Der linke Arm und das linke Bein sind mir zertrümmert. Vernichtet sind aber damit zugleich alle Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft an deiner Seite.“

„Liebste Johanna! Ich will es kurz machen! Denn das Wehklagen ziemt nicht dem deutschen Krieger. Ich weiß, du bist ein tapferes Mädchen. So bleibe stark, wenn du liebst, was ich dir jetzt schreibe. Was soll ein Mädchen wie du, jung und blühend, gesegnet mit den schönsten geistigen und körperlichen Vorzügen, auf der Welt, gekettet an einen Mann, der ihm nichts sein kann, der ihm nichts zu bieten vermag. Meine teure Braut! Du mußt mich nicht lieblos schelten. Denn gerade, weil ich dich so unendlich lieb habe, will ich nicht, daß du dein Schicksal fürder an das meinige kettest. Lassen wir es genug sein des einen Opfers. Gott wird nicht wollen, daß auch du dich noch opferst. So gebe ich dich denn hiermit frei! Lebe wohl, mein Lieb! Meine Gebete um eine glückliche Zukunft werden dich durch das Leben begleiten. Dein Lebensglück ist mein heißer, mein einziger Wunsch, den ich auf dieser Welt noch habe. Auf mich kommt es nicht mehr an. Ich tat meine Pflicht, wie alle die anderen. Und das Opfer, das gebracht werden mußte, gilt dem geliebten Vaterlande. Das Vaterland über alles!“

„Sei umarmt und empfangen im Geiste den letzten Scheidekuß von deinem dich ewig liebenden Erich.“

Schweigend erhob sich Schwester Theresia. Sie wollte ihre Rührung vor dem Schwerkranken verbergen. Und doch hatte sie es nicht verhindern können, daß er sah, wie eine heiße Träne gleich einem Blutstropfen aus ihrem Auge auf das Papier herniederrann. . .

Der heilige Abend war herangenahet. Im Lazarett herrschte ein bunt bewegtes Treiben. Die Weihnachts-liebessgaben waren angelangt, und die Freude über die sinnigen Ueberraschungen machte sich in den Zügen der wetherharten Krieger. Einige, die schon hatten aufstehen können von ihrem Schmerzenslager und der völligen Genesung entgegengingen, hatten den weiten Raum durch Schmutz mit Tannenreisern weihnachtlich hergerichtet. Und aus der Ecke, jandie ein bunt geschmückter Tannenbaum seine würzigen Ozonblüte durch den Saal, den Karbolgeruch wirksam zerteilend.

Erich war umgeben worden, sodaß er den Christbaum mehr aus der Nähe betrachten konnte. Schwester Theresia setzte sich öfter zu ihm und streichelte seine milde Stirn, gleich als wollte sie ihn trösten und entschädigen

Natürlich waren auch gemeinte, aber schlecht verpackte Sachen dabei, und der Weihnachtsmann mußte wiederholt die davor sehr erfreuten Transporteure bitten, mit den traurigen Resten solcher Sendungen ihre Kammerwagen in der Stadt glücklich zu machen, da sie den Weg in den Schützengraben doch nicht überstehen würden. Auch das kleine Wirtshauslein erhielt sehr gut Teil Honigkuchen von den weihnachtlichen Feldgrauen zugestellt, worauf wir uns zu einer Fahrt an die Front rüsteten. Ein Militärkraftautomobil folgte unseren Spuren, da das für einen Teil der Liebesgaben bestimmte Regiment keine Abholer schicken konnte.

Wir fahren durch die trübseligen Vororte von Lille und gewinnen dann das freie Feld. Rings breitet sich die weite, verlassene flandrische Ebene. Nur drüben am Horizont nach Ypern zu sieht man hügeliges Gelände, von dem aus Schuß auf Schuß zu unseren Stellungen herüberdröhnt. Nach mehrstündiger, oft durch Truppen-, Munitions- und Proviant-Transporte unterbrochener Fahrt stoßen wir auf die Unterstände eines Artillerie-Regiments, wo der Transport von einem liebenswürdigen Hauptmann aus Berlin begrüßt wird. Er zeigt uns neidlos den Weg zu dem in Aussicht genommenen Regiment, und schon rasseln die Motoren, als plötzlich der schwere Lastwagen zur Seite rutscht und rettungslos in einen Wassergraben einsinkt. Sein Fahrer hatte einem „Gullaschanonen“-Transport ausweichen müssen und sah nun für die nächsten zwei Stunden fest. Die Dunkelheit war längst hereingebrochen, als ich noch immer „Kanoner“ und „Büßler“ um den Unglückswagen bemühten und wir mit weißen Matschschlägen den biedereren Sachen am Steuer fast zur Verzweiflung brachten. Dann kam der inzwischen abgeordnete Hauptmann und schleifte uns in seinen „Büßler“. Der befand sich hinter einem kleinen Wirtshaus, und wir mußten

knietief durch Straßenschlamm und Bienenmorast waten, bis wir zu der Herme kamen, wo ein Stabsveterinär unsere erschöpften Wägen mit Kognak und anderen scharfen Getränken wieder beweglich machte. Dann setzte sich der Hauptmann zu uns und erzählte ein wenig von Afrika, wo er sechs Jahre gewesen und nun herübergekommen war, um hier vor Ypern mit seiner Batterie zu zeigen, daß er drüben nichts verlernt hatte.

Später schilderte er mir sein einsames Leben hier draußen und den Schmutz und die Unordnung, die er auch hier in Flandern überall vorgefunden habe. Auf der Herme hat er sofort den Vesper, seine Frau, Knecht und Magd und Kind sich waschen lassen und durch die Mannschaften das ganze Haus säubern lassen. Jetzt sieht alles ganz freundlich aus. Draußen in einem von den Mannschaften waghast künsterlich durchdachten und gearbeiteten Stallgebäude stehen die 140 Pferde, und nachdem einige von ihnen den Lastkraftwagen endlich wieder auf den festen Boden zurückgebracht haben, lassen wir die Weihnachtsendungen hier mit der Bitte, sie am nächsten Tage in die Schützengraben tragen zu lassen. Und vom Hauptmann herab bis zur letzten Stallwache freut sich alles darauf, den Kameraden den Weihnachtsmann spielen zu können. Denn auch hier erscheint Geben leichter denn Nehmen. Stall und Stube hatten sich allmählich mit den Kisten und Paketen gefüllt. Da kam ein Kanonier noch mit einem ganz kleinen Päckchen an, das er bei der letzten gründlichen Durchsuchung des Wagens in einer Ecke gefunden hatte. Der Hauptmann las: „Von einem

81jährigen armen Manne, der sich diese 30 Zigarren absparte, um damit einen unbekannten Soldaten an unserer Westfront zu erfreuen. Wenig, aber von Herzen!“ Keine Ahnung oder nähere Angabe, wie ich sie sonst wohl gefunden hätte, um eine freundliche Nachricht von dem Empfänger zu bekommen. Wir saßen schweigend da. Und plötzlich war mir, als würde die kleine Wohnstube der Herme licht und weit. In den Kaminenbänken von draußen her klang Glorionton hinein, und der am Kreuztisch über dem Feldbett an der Wand hob das schmerzgefüllte Haupt und lächelte.

Paul Schwyder, Kriegsberichterstatter.

Tagesbericht vom 23. Dezember.

Neue französische und englische Niederlagen.

W. T.-B. Großes Hauptquartier, 23. Dezember, vormittags. (Amtlich.) Angriffe in den Dünen bei Combarthe und südlich Bizchoote wiesen unsere Truppen leicht ab.

Bei Ribebourg l'Aboué wurden die Engländer gestern wieder aus ihren Stellungen geworfen; trotz verzweifelter Gegenangriffe wurden alle Stellungen, die zwischen Ribebourg und dem Kanal d'Aire La Bassée entziffen waren, gehalten und besetzt.

Seit dem 20. Dezember fielen 750 Farbige und Engländer als Gefangene in unsere Hände, fünf Maschinengewehre und 4 Minenwerfer wurden erbeutet.

In der Umgebung des Lagers in Chalons entwickelte der Feind eine rege Tätigkeit.

Angriffe nördlich Sillery, südöstlich Reims, bei Souain und Perthes wurden von uns zum Teil unter schweren Verlusten für die Franzosen abgewiesen.

In Ost- und Westpreußen blieb die Lage unverändert. Die Kämpfe um den Bzura- und Rawkaabschnitt dauern fort. Auf dem rechten Philaca-Ufer ist die Lage unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Erfolge der österreichischen Flotte.

Ein französisches Unterseeboot vernichtet. Kühner Unterseebootangriff auf die französische Flotte.

Das französische Flaggschiff torpediert.

W. T.-B. Wien, 23. Dezember. (Nichtamtlich.)

Amtlich wird verlautbart: Das französische Unterseeboot „Curie“ wurde, ohne zu einem Angriff gekommen zu sein, an unserer Küste von Strandbatterien und Wachfahrzeugen beschossen und zum Sinken gebracht. Die Besatzung wurde gefangen genommen.

Unser Unterseeboot „XII“ griff am 21. Dezember in der Otrantostraße die französische Flotte, bestehend aus 16 großen Schiffen, an, torpedierte das Flaggschiff vom Typ „Courbet“ zweimal und traf beide Male. Die darauf in der feindlichen Flotte entstandene Verwirrung, die gefährliche Nähe einzelner Schiffe und der hohe Seegang bei unsichtigem Wetter verhinderten das Unterseeboot, über das weitere Schicksal des betreffenden Schiffes Gewissheit zu erlangen. (Das französische Flaggschiff „Courbet“ ist ein ganz modernes Linienschiff von 23500 Tonnen. Es lief am 23. September 1911 von S. p. l.)

Locales und Provinzielles.

Bierstadt. Die gestrige Sitzung der Gemeindevertretung war wohl die letzte für dieses Jahr. Die vorgesehenen Arbeiten und Lieferungen, sowie die Mittel zur Herstellung und Unterhaltung der Bismarckstraße für das Rechnungsjahr 1915 wurden bewilligt. In Bezug auf die großen Anforderungen, die die Kriegslage an unsere Gemeinde stellt, sollen im nächsten Jahre nur die notwendigen Straßenarbeiten vorgenommen werden. — Der unter dem 8. Dezember d. J. abgeschlossene Kaufvertrag zwischen Wilhelm Hymach II von hier und der Gemeinde wird genehmigt. Es handelt sich um eine Fläche von 92 qm, welche zur Straßenanlage im Wartumfeld benötigt wird. — Dem Gesuche des Verwaltungsgehilfen Tzelen von hier um Gehaltserhöhung wird willfahen und das Jahresgehalt auf 1560 Mark festgesetzt.

Bierstadt. Auch an dieser Stelle sei nochmals auf das am 2. Weihnachtsfeiertage im Saale zum Bären stattfindende Wohltätigkeitskonzert des Gesangsvereins Frohsinn aufmerksam gemacht und kann der Besuch desselben bestens empfohlen werden.

Eingefandt.

(Ohne Verantwortung der Redaktion veröffentlicht.)

Bierstadt, den 24. Dezember. Am 21. d. er. verließen uns die 2. u. 4. Kompanie des Landwehr-Ersatz-Bataillon 118, um ihre neuen Quartiere in Sonnenberg, Rumbach, Nautod u. z. beziehen. Und warum diese Verlegung so kurz vor den Feiertagen? Weil sich einzelne hiesige Einwohner, Bauern und Villenbewohner über Uebelbehaltung durch die Einquartierung beschwert hatten. Es wird allerdings zugegeben, daß einzelne Familien durch die längere Einquartierung etwas hart mitgenommen waren, aber um dem abzuwehren konnte ein anderer Weg gewählt werden, als die geheimnisvolle Absendung einer Abordnung an den Herrn Präzidenten. Dem angelichen Missetat konnte hier an zuständiger Stelle obgeholfen werden. Wozu war denn die bei Ausbruch des Krieges gewählte Kommission da? Ist diese überhaupt jemals in Tätigkeit getreten? Wer sind nun diese Beschwerdeführer und ihre Handlanger? Es sind Leute, die Keller, Speicher und Küche voll haben und dabei ihre landwirtschaftlichen Produkte so bezahlt bekommen, wie noch nie in einem Jahre, es sind Leute, die ihr Schäfchen im Trockenen haben oder über hohe Einnahmen verfügen, es sind ferner Leute, die in Friedenszeiten besonders bei den Wahlen nicht genug ihr nationales Empfinden an die große Glocke hängen und nicht laut genug bei Wein und Sekt „Hoch die nationale Partei“ schreien können.

Wer hat denn in Bierstadt die meisten Lasten zu tragen, wer zahlt im Verhältnisse die meisten Steuern? doch der Mittelstand, die Geschäftskreise, die Arbeiter — haben diese Leute sich vielleicht beschwert. Haben die Herren Beschwerdeführer und ihre Helfershelfer vielleicht Angehörige im Felde stehen, die ihre Heimat verteidigen und für diese und das Vaterland Gut und Blut opfern? Wir bezweifeln dies, aber es ist sicher, daß es gerade Angehörige des Mittelstandes und der Arbeiter sind, die an der Grenze stehen um das Vaterland vor dem Eindringen der Russen und Franzosen zu schützen. Dafür haben nun diese Uebelbelasteten, die sicher vorm Schuß, hier die große Rolle spielen, den Mut, ihre Vaterlandsliebe auf diese herzlose Weise zu bezeugen. Man hört sie sagen, die Vorteile haben nur die Wirte. Nur die Wirte? wo bleiben denn dann die Bäcker, Metzger und die übrigen Geschäftleute? Und zahlen diese Leute vielleicht nicht mehr Steuer im Verhältnisse als diese Purrabpatrioten, denen es wohl tut ein Stück Speck für die Soldaten bezuhaben. Wir müssen gestehen, ein solches Vorgehen seitens dieser vaterlandsliebenden Nationalen muß in die breite Öffentlichkeit gebracht werden, um den Außenstehenden zu zeigen, was diese Leute in der Wirklichkeit für das Vaterland und seine Soldaten übrig haben. — Die Mehrzahl der Gemeindeglieder, mit Freude sei es gesagt, hat die Lasten der Einquartierung gern getragen, ein schönes Verhältnis zwischen Soldat und Quartiergeber hat sich herausgebildet, jedoch beiden Teilen es leid war, sich trennen zu müssen. Manche Quartiergeber haben ihre Soldaten, die nicht in Weihnachtsurlaub gehen können, über die Feiertage als Gäste eingeladen, um so noch den armen Soldaten eine Freude zu machen. Wir wollen hoffen, daß diese Angelegenheit noch nicht ihr Ende gefunden hat, vielmehr noch weite Kreise beschäftigen wird, damit diese noblen Uebelbelasteten in das richtige Licht gestellt werden. N.

— Das Lehrlingswesen zur Kriegszeit. Die Handwerkskammer schreibt uns: Es mehren sich die Fälle,

in denen die Lehrlinge unbefugt die Lehre verlassen, weil sie glauben, der Krieg habe die Lehrverträge auf. Dies ist ein Verstoß. Die Lehrverträge bestehen trotz des Krieges mit allen Rechten und Pflichten weiter. Der entlaufene Lehrling kann durch die Polizeibehörde zwangsweise zurückgeführt werden. Auch vertritt er, bezw. sein gesetzlicher Vertreter, eine nicht unerhebliche Entschädigung an den Lehrherrn, falls dieser ihn wegen des Entlaufens entläßt, wozu er berechtigt ist. Für diese Entschädigung haften auch dieser bei seinem Lehrling einstellt und weiß, daß dieser bei seinem Lehrling noch verpflichtet ist. Es wird daher vor dem Bruch des Lehrvertrages gewarnt.

Bad Orb, 23. Dez. Der erste Transport russischer Gefangener 1000 Mann stark traf auf dem Truppenübungsplatz Orb ein.

Der Hessische Volksschullehrer Verein hat auf seinen Aufruf „Hilfe in der Not“ bis jetzt 17500 Mark gesammelt. Die Sammlungen werden fortgesetzt. Von den Spenden werden Witwen und Waisen gefallener Lehrer unterstützt.

Letzte Nachrichten.

Die Kriegslage.

W. T.-B. Großes Hauptquartier, 24. Dezember. (Amtlich.) Der Feind wiederholte gestern in der Gegend Nienport seinen Angriff nicht. Bei Bizchoote machten unsere Truppen in dem Gefechte am 21. Dezember 230 Gefangene. Sehr lebhaft war die Tätigkeit des Feindes nördlich in der Gegend des Lagers von Chalons. Dem heftigen feindlichen Artilleriefeuer auf dieser Front folgten in der Gegend Souain und Perthes Infanterie-Angriffe, die abgewiesen wurden.

Ein vom Feinde unter dauerndem Artilleriefeuer gehaltener Graben wurde uns entziffen, am Abend aber wieder genommen. Die Stellung wurde nach diesem gelungenen Gegenstoß aufgegeben, da Teile des Schützengrabens vom Feind des Feindes fast eingebuchtet waren. Ueber 100 Gefangene blieben in unserer Hand.

Unsere Truppen haben von Soldan und Reidenburg her erneut die Offensive ergriffen und in mehrtägigen Kämpfen die Russen zurückgeworfen.

Malawa und die feindlichen Stellungen bei Malawa sind wieder in unserer Hand. In diesen Kämpfen wurden 1000 Gefangene gemacht.

Am Bzura-Rawka-Abschnitt kam es bei unsichtigem Wetter, bei dem die Artillerie wenig zur Geltung kommen konnte, an vielen Stellen zu heftigen Bajonettkämpfen. Die Verluste der Russen sind große.

Auf dem rechten Philaca-Ufer in der Gegend südöstlich Tomaszow griffen die Russen nochmals an und wurden mit schweren Verlusten von den verbündeten Truppen zurückgeschlagen.

Weiter südlich ist die Lage im Allgemeinen unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Kirchliche Nachrichten, Bierstadt.

Evangelischer Gottesdienst.

Freitag, den 25. Dezember 1914

(Erster Weihnachtsfeiertag.)

Morgens 10 Uhr: Lieder Nr. 53 — 58 — Text: Ev.

Lukas 2, 1 — 14.

Die Kollekte ist für die Idiotenanstalt in Schwern bestimmt. Morgens 11 Uhr: Kindergottesdienst: Festdarstellung der Weihnachtsgeschichte mit Liedern, Sprüchen und Gedichten.

Sonntag, den 26. Dezember 1914

(Zweiter Weihnachtsfeiertag.)

Morgens 10 Uhr: Lieder Nr. 48 — 54 — Text: Ev.

Lukas 2, 15 — 20.

Die Kollekte ist für die durch den feindlichen Einfall schwer heimgefahren und notleidenden Landesteile im Elsaß bestimmt. Sonntag, den 27. Dezember 1914.

(Dritter Weihnachtsfeiertag.)

Morgens 10 Uhr: Lieder Nr. 50 — 55 — Text: Ev.

Lukas 2, 33 — 40.

Morgens 11 Uhr: Kindergottesdienst Nr. 47 — Ev. Mattheus 18, 1 — 11.

Kath. Gottesdienstordnung

Hochheiliges Weihnachtsfest.

1. Weihnachtstag, den 25. Dezember.

Um 7 Uhr feierliche Meilen.

8 Uhr stille hl. Messe.

1/10 Uhr feierliches Hochamt mit Predigt.

Nachm. 2 Uhr Kriegsbittandacht.

2. Weihnachtstag, den 26. Dezember

Der Gottesdienst ist wie an Sonntagen.

Sonntag, den 27. Dezember

Ewiges Gebet zur Erflügelung eines siegreichen Ausganges des Krieges und eines baldigen, ehrenvollen Friedens.

Der Gottesdienst ist wie an Sonntagen.

Bekanntmachung.

Veranlaßt durch Anfragen, ob das Abbrennen von Feuerwerk zu Sylvester dieses Jahres gestattet werde, teilt das Gouvernement schon jetzt mit, daß sowohl der Verkauf als auch das Abbrennen von Feuerwerkskörpern, sowie jegliches Schießen mit Pilspatronen streng verboten ist. Zuwiderhandlungen werden auf Grund des § 367 Ziff. 4 5 8 bzw. des § 368 Ziff. 7 des R. St. G. B. mit Geldstrafe bis zu 150 Mk. oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft.

Ein diesbezügliches Verbot ist seinerzeit durch öffentliche Bekanntmachung und Anschlag an den öffentlichen Anschlagplätzen rechtzeitig bekannt zu geben.

Das Gouvernement bittet, die in Betracht kommenden Fabrikanten- und Geschäftskreise schon jetzt in geeigneter Weise hiervon zu verständigen, um sie vor wirtschaftlicher Schädigung (unnötige Herstellung und Lagerung derartiger Feuerwerkskörper) zu bewahren.

Mainz, den 1. Dez. 1914

Gouvernement der Festung Mainz.

Zur Kenntnisnahme und entsprechender Verständigung der im dortigen Bezirk in Betracht kommenden Gewerbetreibenden.

Zuwiderhandlungen sind unnachlässig zur Anzeige zu bringen.

J. B. gez. Frhr. Brandis.
Kreisdeputierter.

Vorstehendes wird hiermit zur Kenntnis und genauen Beachtung der in Betracht kommenden Gewerbetreibenden gebracht.

Bierstadt, den 22. Dezember 1914.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Bekanntmachung.

Der Verkauf von Feuerwerkskörpern sowie jegliches Schießen, Singen und sonstige Aufregung in der Sylvesternacht ist verboten.

Zuwiderhandlungen werden auf Grund des § 367 Ziffer 4 5 8 bzw. § 368 Ziffer 7 des Reichsgesetzbuchs mit Geldstrafe bis zu 14 Tagen bestraft.

Bierstadt, den 17. November 1914.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Gefunden

und hier abgegeben wurde ein Kinderwagen. Kann hier in Empfang genommen werden.

Bierstadt, den 23. Dezember 1914.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Bekanntmachung.

Der Verteilungsplan über die Jagdpachtgeldanteile des gemeinschaftlichen Jagdpachtbezirks Bierstadt (Feld- und Waldjagd) für die Zeit vom 7. August 1914 bis 6. August 1915 liegt vom 25. Dezember 1914 ab zwei Wochen lang zur Einsicht der Interessenten auf der Bürgermeisterei zu Bierstadt offen.

Dies wird mit dem Anfügen hiermit veröffentlicht, daß Einsprüche gegen die Richtigkeit und Vollständigkeit des Planes binnen zwei Wochen nach Beendigung der Auslegung bei dem Jagdvorsteher anzubringen sind.

Bierstadt, den 24. Dezember 1914.

Der Jagdvorsteher:
Hofmann, Bürgermeister.

Bekanntmachung.

Den Besitzern und Pächtern der mit Obstbäumen bepflanzten Grundstücke an Bismarck- und Gewerkschaftswegen wird auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen vom 30. September 1811 und 7. Januar 1812 hiermit aufgegeben, bis spätestens zum 15. Januar 1915 die sämtlichen über den Straßenrand reichenden Äste und Zweige ihrer Bäume zu entfernen.

Kommen sie dieser Aufforderung nicht oder nicht ordnungsmäßig nach, so werden die Arbeiten durch einen Dritten auf ihre im Zwangsverwaltungsverfahren einzuziehenden Kosten ausgeführt werden.

Bierstadt, den 22. Dezember 1914.

Die Polizeiverwaltung: Hofmann.

Bekanntmachung.

Die Quartiergelder bis einschließlich November d. J. sind auf hiesiger Gemeindekasse abzugeben.

Die Quartierbills für Dezember sind zum Zwecke der Feststellung der Quartiergelder auf der Bürgermeisterei hier, 1. Stock vorzulegen.

Bierstadt, den 21. Dezember 1914.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Kleinkinderschule.

Die durch freundliche Wohlthätigkeit reichlicher noch nie sonst dargereichten Gaben, sowie die treue und liebende Fürsorge der Leiterinnen und Mithelferinnen haben es ermöglicht, den Kindern und insbesondere den „Kriegskindern“ eine frohe und reiche Weihnachtsfeier zu bereiten, was in dieser schweren Zeit besonders wohlthuend und ihnen zu gönnen war. Da war denn auch eitel Freude und Jubel bei der Schar der Kleinen, wiewohl sie auch auf den Ernst der Zeit hingewiesen wurden und davon zu sagen wußten, und auch die Großen mußten sich trotz aller Sorgen in dieser Stunde mitfreuen.

Nochmals sei allen, die dazu mitgewirkt haben durch Gaben und durch tätige Hilfe, der herzlichste Dank ausgesprochen.

Da die seit Monaten in angestrengter Arbeit am Werke Tätigen auch einmal einige Ruhe und Erholung nötig haben und ohnedies in nächster Zeit eine ganze Reihe von Sonn- und Feiertagen sind, so soll eine kleine Pause eintreten und die Schule im bisherigen Betriebe Montag, den 4. Januar, wieder begonnen werden.

Mit Dank bescheinigen wir noch den Empfang folgender Liebesgaben: Von Metzger Rint Feisch, Wurst, Fett, ein Korb voll Obst, Wilhelm Stiehl Vordergasse Obst und Konfekt, Ehr. Mutz Obst, Fel. Hirsch und Fel. Peters Konfekt, Frau Giegerich 2 Mk., Frau Dr. Pils Sauerkraut, Ungenannt 1 Mk., Ungenannt 1 Mk., Ungenannt 1/2 Pfund Kaffee, 1 Pfund Zucker, Ungenannt Kolonialwaren, Frau Benke Kinderkleider, Frau Friedrich Vogel Hintergasse Bilderbücher u. Konfekt, Bäder Vogel, Krell und Wedel Lebkuchen u. Konfekt, Bäder Heintzmann und Fiel Konfekt, Fel. Jettchen Vogel Bilderbücher und Obst, Sigm. Abraham Kinderkleider, Frau Rahm 5 Mk. Ludwig Vogel Vordergasse 2 Mk., Obst und Lebkuchen, Ungenannt 50 Pfg., Ungenannt 50 Pfg., Frau Otto Ermeier 10 Zentner Beileids, Gärtner L. Roth 3 Mk., Karl Janson Obst, Ludwig Weimach Obst.

Bierstadt, den 24. Dezember 1914.



Zu dem am Samstag, den 26. Dezember (2. Weihnachtsfeier) im Saalbau zum Bären hier selbst stattfindenden

Wohltätigkeits-Konzert

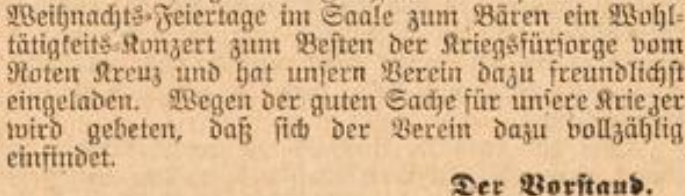
laden wir alle Mitglieder und Ehrenmitglieder, Freunde und Gönner hierdurch höflichst ein.

Der Vorstand.



Der Gesangverein Frohsinn veranstaltet am 2. Weihnachtstage im Saale zum Bären ein Wohltätigkeits-Konzert zum Besten der Kriegsfürsorge vom Roten Kreuz und hat unsern Verein dazu freundlichst eingeladen. Wegen der guten Sache für unsere Krieger wird gebeten, daß sich der Verein dazu vollzählig einfindet.

Der Vorstand.



Unsere Mitglieder werden gebeten, daß vom Gesangverein Frohsinn am 2. Weihnachtstage stattfindende Wohltätigkeits-Konzert des guten Zweckes halber recht zahlreich zu besuchen.

Der Vorstand.



Unsere Mitglieder werden gebeten, daß vom Gesangverein Frohsinn am 2. Weihnachtstage stattfindende Wohltätigkeits-Konzert des guten Zweckes halber recht zahlreich zu besuchen.

Der Vorstand.



Unsere Mitglieder werden gebeten, daß vom Gesangverein Frohsinn am 2. Weihnachtstage stattfindende Wohltätigkeits-Konzert des guten Zweckes halber recht zahlreich zu besuchen.

Der Vorstand.



Unsere Mitglieder werden gebeten, daß vom Gesangverein Frohsinn am 2. Weihnachtstage stattfindende Wohltätigkeits-Konzert des guten Zweckes halber recht zahlreich zu besuchen.

Der Vorstand.



An die Mannschaften der Jungwehr!

Am Sonntag, den 27. Dezember nachmittags 3 Uhr findet bei Fort Großherzog von Hessen (Castel) eine Besichtigung der daselbst angelegten Schützengraben (französischer, belgischer und deutscher Bauart) unter Führung der Offiziere des Pionierbataillons statt und werden gleichzeitig militärische Übungen, u. A. Bombenwerfen vorgeführt. An die hiesige Jungwehr ergeht daher die Aufforderung, pünktlich 1 Uhr am Übungsplatz der Adlerschule zu erscheinen, von wo aus der Abmarsch erfolgt.

Das Kommando.



: Feldpost-Fläschchen :

Cognac, Rum, Arrac etc.

von 45 bis 65 Pfg. — (Packung einbegriffen.)

Nur prima Qualität.

Verwand-Porto 10 Pfg.

Wilh. Westenberger & M. Wiesbaden
Schulberg 8. Telephon 4285.

1183



Unzlige
mit
Garantie.
Lagerung
ganzer Wohn-
einrichtungen und
einer kleineren
An- und Abfuhr
von Waggons.
Speditionen
jeder Art.

Schweres Lastfuhrwerk.

Lieferung von Sand, Kies und Garietied.

Speditionsgesellschaft Wiesbaden & M. S. S.

am Adolfsstraß 1, an der Rheinstraße.

Nicht zu verwechseln mit anderen Firmen.

872 Telephon 872. :: Telegramm-Adresse: „Prompt“.

Eigene Lagerhäuser.

Adolfsstraß 1 und auf dem Güterbahnhof Wiesbaden-West.
(Güterbahnhof.)

Hüte, Mützen, Schirme

sowie

Herren- und Knaben-Neuheiten

in großer Auswahl kauft man gut

und billig in

„Hut- und Mützen-Geschäft“.

von

Jean Nix, Wiesbaden, Bleichstraße 11.

Elektrische Bahn, weiße Linie (Bierstadt-Dogheim, Daltst. Hofmann & Co.)

Eigene Werkstätte und Mützenmacher.

2 Zimmer u. Küche

zu vermieten.

Bierstadt, Friedrichstr. 12.

3-Zimmer-Wohnung

(mit Zubehör) zu vermieten

Adlerstraße 5, Bierstadt.

Presto-Fahrräder

gehören unstreitig zu den besten Rädern der Welt. Aus erstklass. Material zusammen-

gestellt, kann man diesen Rädern auch Strapazen zu-

muten. Darum sehen sie sich erst Presto an, ehe sie ein

Rad kaufen. — Alleiniger Ver-

treter für Bierstadt u. Umgeb.:

Hugo Jansen, Bierstadt,

Wilhelmstr. 2, Ecke Tannusstr.

Automobil-Vermietung,

Spenglerel

und Installations-Geschäft.

Alle Frauen!

wenden sich stets an

Apotheker

Hassencamp

Medizinal-Drogerie

„Sanitas“, Wiesbaden.

Mauritiusstraße 5.

700 neben Wallgasse

Telephon 2115.



Bierstädter Zeitung

Amis-Blatt

Zugleich

Anzeiger für das blaue Vändchen.

(Umfasst die Ortsteile: Muringen, Breitenheim, Dellenheim.)

Diedenbergen, Erbenheim, Fehloch, Igstadt, Koppenheim, Maffenheim, Niedenbach, Ranzel, Nordenstadt, Rumbach, Sonnenberg, Wallen, Wildhausen.)

Fernruf 2027.

Redaktion und Geschäftsstelle Bierstadt, Gde Morig- und Röderstraße

Fernruf 2027.

Redaktion, Druck und Verlag Heinrich Schulze in Bierstadt.

Nr. 302

Donnerstag, den 24. Dezember 1914.

14. Jahrgang.

Aus Stadt und Land.

„Eine Kaiser-Wilhelm-Straße in Marienbad. Der deutsche Vorkämpfer in Wien, v. Tschirschky, hat dem Stadtrat von Marienbad nachstehende Zuschrift übermittelt: Dem Stadtrat in Marienbad beehre ich mich, dem erhaltenen Auftrage gemäß, ergebenst mitzuteilen, daß Seine Majestät Kaiser Wilhelm, mein allergnädigster Herr, die Genehmigung zur Benennung einer dortigen Straße als Kaiser-Wilhelm-Straße gerne erteilen und dem Stadtrat für seinen Beschluß, der ein Zeichen treuer bundesfreundlicher Gesinnung ist, bestens danken lassen.“

„Untergang eines holländischen Dampfers. Nach einem Bericht des Lloyd-Bureaus aus Leizooes ist der niederländische Dampfer „Bogor“, der sich auf der Fahrt von Amsterdam nach Buenos Aires befand, 10 Seemeilen östlich von Leizooes gestrandet. Das Schiff ist gänzlich verloren. Man befürchtet, daß 25 Mann der Besatzung umgekommen sind. Der Dampfer hatte einen Rauminhalt von 3621 Tonnen.“

„Ein norwegischer Kohlendampfer untergegangen. Der Kapitän des im Hafen von Savona (Italien) eingelaufenen englischen Dampfers „Kronstadt“ berichtet, er habe am 1. Dez. im Golfe von Gascogne den norwegischen, mit Kohle befrachteten Dampfer „Nogoland“ led und vollständig überflutet von seiner Mannschaft verlassen angetroffen. Da er trotz mehrstündigen aufmerksamen Absuchens der dortigen Segelboote keine Spur weder der Mannschaft noch von Rettungsbooten vorfand, nimmt der Kapitän an, daß die gesamte Besatzung umgekommen ist.“

„Erdrutsch am Panamakanal. Wie aus San Francisco gemeldet wird, ist im Gütebränschnitt des Panamakanals neuerdings ein Erdrutsch vorgekommen, der die Schifffahrt wahrscheinlich für mehrere Tage unterbrechen wird.“

Achtet auf eure Kartoffeln!

Die Aufbewahrung der Speisekartoffeln ist in der jetzigen Zeit besonders wichtig. Ihre vollkommene Gesundheit ist die erste Bedingung für ihre Haltbarkeit. Der Käufer wird immer einige schlechte Kartoffeln in seinem Vorrat finden. Es liegt im keinem eigenen Interesse, vor dem Aufbewahren, auf sorgfältigste alle kranken Knollen auszusortieren. Sie bilden eine ständige Infektionsgefahr für die gesunden. Von der Fäulnis werden in erster Linie diejenigen Knollen angegriffen, die angegriffen oder sonstwie verletzt, gedrückt oder angefeuchtet sind. Alle solche Kartoffeln müssen also gewissenhaft ausgesortiert und rasch verbraucht werden.

Die Kartoffeln sollen an einem kühlen, luftigen, dunklen Orte aufbewahrt werden. Am besten eignen sich hierzu frostfreie Keller oder Speicherräume. Sinkt die Temperatur des Raumes auch nur einige Tage auf den Gefrierpunkt, so „erfrieren“ die Kartoffeln: sie werden süß und sind zu Speisewezden unbrauchbar. Durch mehrtägige Lagerung in mäßig warmen

Räumen (Küche) können sie allerdings wieder genießbar gemacht werden, erhalten aber wohl nur ausnahmsweise ihren vollen Speisewert wieder. Sind die Kartoffeln auch nur kürzere Zeit größerer Kälte ausgesetzt — es genügen meist 3 Grad C. —, so gefrieren sie, sterben ab und verfaulen rasch.

Aber auch zu warme Räume, besonders solche, in deren Nähe sich Heizungsanlagen befinden, sind zur Aufbewahrung ungeeignet. Die Kartoffeln keimen leicht aus. Sie werden, wenn die Luft sehr trocken ist, wie bei Zentralheizung, bald welk und sind dann auch schlecht zu Speisewezden zu verwenden. Durch sorgfältige Lüftung ist für Entfernung der Feuchtigkeit aus dem Raume zu sorgen. Wärme und Feuchtigkeit beschleunigen die Entwässerung der Fäulnisreger und vermindern die Widerstandsfähigkeit der Knollen. Verfügt man nicht über geeignete Aufbewahrungsräume, so verzichtet man besser auf die Beschaffung eines größeren Kartoffelvorrates für den Haushalt. Der durch Verfaulen oder Welken entstehende Verlust ist größer als die geringe Mehrausgabe bei wiederholtem Einkauf kleiner Mengen. Uebrigens ist durch die Anordnung von Höchstpreisen das Hauptbedenken gegen den Einkauf im kleinen im wesentlichen beseitigt worden.

Die Kartoffeln sollen nicht in Säcken aufbewahrt werden, da diese keinen genügenden Luftwechsel gestatten. Man entleere die Säcke baldigst und breite, besonders anfangs, die Kartoffeln in möglichst dünner Schicht, am besten auf dem trockenen Zementboden des Kellers aus, bis sie oberflächlich trocken sind. Die anhaftende Erde entferne man sorgfältig, da der anhaftende Schmutz kranke Knollen übersehen läßt und dieser außerdem Fäulniskeime enthält, die das Verderben der Knollen veranlassen können. Auch bei der späteren Aufbewahrung etwa in offenen Rattenkästen (nicht in Fässern) lege man sie so flach wie möglich.

Sorge für genügende Durchlüftung der Kartoffeln ist besonders wichtig, wenn die Knollen größtenteils klein sind und infolgedessen dicht zusammenliegen. Während des Winters müssen die Kartoffeln öfters nachgesehen werden. Etwas übersehene oder nachträglich angefallene Knollen sind zu entfernen.

Für Feldpostbriefschreiber.

Aus einem neuen Merkblatt für Feldpostbriefschreiber.

Man schreibe nicht jeden Tag einen Feldpostbrief an denselben Empfänger und schide ihm nicht mehr Päckchen, als er mit Nutzen gebrauchen kann. Uff- und Viererarten nicht am Plage! — Man verwende für die Briefe und Postkarten an mobile Truppen nur Briefumschläge und Postkarten mit Bordrüd. — An der Angehörige eines heimischen Erziehungsinstituts zur Front abgegangen, so schreibe man erst wieder an ihn, nachdem er seine Feldadresse nach Hause mitgeteilt hat. — Man nummeriere die Sendungen. Briefe der Familienmitglieder an denselben Empfänger im Felde lege zusammen in einen Briefumschlag, damit sich die Feldpost nur mit einem Briefe zu besorgen braucht. Man bitte den Angehörigen im Felde, daß er sich dauernd über die richtige Feldadresse unterrichte.

Man beachte, daß die Feldpost die Sendungen nicht an die einzelnen Empfänger stellt. Die Truppenenteile holen vielmehr die Briefe bataillonsweise ab. Sie geben auch die unanbringlichen Briefe an Gefallene, Vermißte usw. an die Feldpostanstalt zurück, nachdem sie zuvor den Grund der Unbestellbarkeit auf der Sendung vermerkt haben. Dies kann oft erst nach mehreren Wochen geschehen, nachdem das Schicksal des Empfängers unzweifelhaft festgestellt. Auch die Auszahlung der Postanweisungsbeträge erfolgt nicht durch die Feldpostanstalt, sondern durch den Truppenenteil. — Sind die Sendungen an einen Empfänger im Felde unbestellbar geworden, so wunder man sich nicht darüber, wenn zwar die Briefe, nicht aber die Päckchen als unbestellbar zurückkommen. Es besteht vielfach der Brauch, daß unanbringliche Päckchen im Truppenenteil an Bedürftige verteilt oder Lazaretten überwiesen werden. Eine größere Truppenverschiebung hat für die davon betroffenen Feldpostsendungen eine ein- bis zweiwöchige Verzögerung in der Ueberkunft zur Folge.

Klagen über Nichtankunft von Feldpostpaketen gehören nicht vor die Postbehörde, sondern die Militärbehörde (stellvertretenden Generalkommandos). Man lasse hierbei nicht außer Betracht, daß die Beförderung der Feldpakete in Feindesland sehr schwierig und zeitraubend ist, und daß namentlich auch die Aushändigung an den Empfänger oft großen Hindernissen begegnet. Man fasse sich deshalb in Geduld. — Das „Merkblatt für Feldpostsendungen“ wird bei den Postanstalten ausgehängt und kostenfrei verabfolgt.

— „Du wüßt wi aber na London!“ Aus Kiel wird der „Tägl. Rundschau“ geschrieben: Ein ergötzlicher Vorfall ereignete sich dieser Tage auf dem hiesigen Bahnhof. Dort waren, wie immer, wenn Truppentransporte ins Feld gehen, zahlreiche hiesige Damen anwesend, die Liebesgaben verteilten, unter anderen die Prinzessin Heinrich von Preußen, die bei diesen Anlässen nie fehlt. Kurz vor Abfahrt des Zuges bahnte ein Marine-Unteroffizier, der zum Abschied scheinbar nicht nur gut geseffen, sondern auch gut getrunken hatte, durch das Gedränge auf dem Bahnsteig sich seinen Weg, und als er dabei von ungefähr eine Dame in weißer Schürze, eine Hand leicht in die Seite gestützt, vor sich stehen sah, glaubte er, an diese gütige Spenderin ein freundliches Abschiedswort richten zu müssen. Er schob also ohne viele Umstände seinen Arm unter den ihren, und als dieser sich löste, klopfte er ihr ganz kameradschaftlich auf die Schulter und sagte vergnügt: „Eiso, mien Deern, wat seggst du nu? Du wüßt wi aber hin na London!“ „Das tun Sie nur!“ war die Antwort, und als die Sprecherin sich dem Mäcchen zuwandte, erkannte dieser zu seinem Schrecken — die Prinzessin Heinrich. Aber die gute Stimmung half ihm auch über seine anfängliche Verlegenheit hinweg, und er wiederholte, wenn auch diesmal ohne handgreifliche Befräftigung: „Ja, königliche Hoheit, nun wollen wir nach London und die Engländer verdrängen!“ „Das tun Sie nur!“ nickte nochmals freundlich die Prinzessin, und wohlgenut bestieg der unternehmungslustige Vaterlandsverteidiger den Zug.

Friedrich Exner

Neugasse 16 · Weisbaden · Fernspr. 1924

Unterhosen, Unterjacken, Hemden,

:: Socken, Strümpfe, ::

Leibbinden, Brust- und Rücken-schoner, Kniewärmer, Pulswärmer, Schiess- Handschuhe, Ohrenschrützer, Militär-Sturmhauben, Fusslappen, Fuss-schlüpfer, Hosenträger, :: Taschentücher. ::

Feldgraue Strickwolle.

Das Verpacken der Feldpostpakete und -Briefe in dazu geeigneten Kästen wird bestens besorgt.

Orden, Ordensbänder, Ordensdekorationen.

Haus- und Grundbesitzer-Verein

Bierstadt.

Telef. 6016 Geschäftsstelle: Blumenstr. 2a. Telef. 6016

Zu vermieten sind Wohnungen von 1—5 Zimmer im Preise von 100—850 M.

Zu verkaufen

sind verschiedene Villen, Geschäfts- und Wohnhäuser, Baupläne und Grundstücke in allen Preislagen

Die Geschäftsstelle.

Café Kurfürst Mainz

grosse Bleiche

grosse Bleiche.

Mittwoch, Samstag, Sonntag

Anfang 8 Uhr

Anfang 4 Uhr

: KONZERT :

Ihr

eigener Schaden

ist es, wenn Sie bei den teuren Zeiten nicht die Gelegenheit ergreifen, billig einzukaufen.

Schuhhaus Deuser

Wiesbaden, Bleichstrasse 5

neben Hotel Vater Rhein.

Der Seekrieg mit England.

Äußerungen des Großadmirals v. Tirpitz.

In Amerika ist jochen der Bericht über eine Unterredung veröffentlicht worden, die Staatssekretär v. Tirpitz Herrn Karl v. Wiegand, dem Berliner Vertreter der „United Press“, die 700 amerikanische Blätter mit Nachrichten versieht, gewährt hat. Aus diesem Bericht geben wir hier die interessantesten Erklärungen des Staatssekretärs des Reichsmarineamtes wieder. Zunächst wurde in der Unterredung die Frage eines

deutschen Unterseeboottkrieges gegen England behandelt. Dazu äußerte sich v. Tirpitz unter Hinweis darauf, daß wir England in Unterseebooten größeren Typs überlegen sind, wie folgt:

„England will uns aushungern; wir können dasselbe Spiel treiben, England umzingeln, jedes englische Schiff oder jedes seiner Verbündeten, das sich irgend einem Hafen Englands oder Schottlands nähert, torpedieren und dadurch den größeren Teil der Nahrungsmittelzufuhr abschneiden.“

Diesen Hinweis des Marine-Staatssekretärs darf man wohl, so hoffen wir, als eine Ankündigung von großer Bedeutung ansehen. Wir würden damit den Spieß umdrehen, mit dem England uns zu Leibe zu rücken hofft. Wir sind, wenn wir uns einschränken und sparsam mit unseren Vorräten umgehen, gegen einen Hungerkrieg gewappnet, nicht so England, das, wenn seine Zufuhr bedroht oder gar behindert wird, langsam, aber sicher verhungern muß. Denn es ist ganz und gar auf die Zufuhr angewiesen.

Ausgehend von den Erfolgen unserer Unterseeboote, fragte der Journalist den Staatssekretär, ob eine der Lehren des Krieges sei, daß

Großkampfschiffe sich überlebt hätten, worauf ihm nachstehende Antwort zuteil wurde:

„Es ist schwierig, schon jetzt Schlüsse zu ziehen. Daß die Unterseeboote ein neues und großes Kampfmittel in der Seekriegsführung sind, ist nicht zu bestreiten. Man darf indes nicht vergessen, daß die Unterseeboote am besten an den Küsten und in flachen Gewässern operieren, und daß aus diesem Grunde der englische Kanal besonders dafür geeignet ist. Die bisherigen Erfolge berechnen sich nicht

zu der Schlussfolgerung, daß große Schiffe sich nun überlebt haben. Es ist noch eine Frage, ob die Unterseeboote sich in anderen Gewässern so ausgezeichnet hätten halten können. Wir haben in diesem Kriege sehr viel von den Unterseebooten gelernt. Wir glaubten früher, sie könnten kaum länger als drei Tage von ihrer Basis fortbleiben, da die Bemannung dann erschöpft sein müßte. Wir haben aber bald erfahren, daß der größere Typ dieser Boote um England herumfahren und sogar 14 Tage lang draußen bleiben kann. Dazu ist nur notwendig, daß der Befehlshaber Gelegenheit zur Ruhe und Erholung gegeben wird. Und diese verschaffen sich unsere Leute dadurch, daß das Boot in flaches, ruhiges Wasser und dort an den Grund geht, wo es still liegen bleibt, damit die Mannschaften sich ausruhen können. Das ist nur möglich, wo das Wasser verhältnismäßig flach ist.“

Der Journalist erwähnt in seinem Bericht weiter, daß Deutschland, wie er aus anderer Quelle erfahren habe,

40 neue Unterseeboote

vom großen 900-Tonnen-Typ baue. Auf die Frage schließlich, ob sich die deutsche Flotte der englischen zur Schlacht stellen werde, antwortete Herr v. Tirpitz: „Wenn die Engländer uns Gelegenheit zur Schlacht geben, gewiß. Kann man aber erwarten, daß unsere Flotte — die an Zahl nur ein Drittel der englischen ausmacht — eine für sie ungünstige militärische Gelegenheit benutzt und die englische zur Schlacht herausfordert? Sowie wir wissen, liegt die Flotte der englischen Großkampfschiffe auf der Westseite Englands in der Irischen See.“

Volkswirtschaftliches.

§. Bevorstehende Diskontermäßigung der Reichsbank. Der Zentralausschuß der Reichsbank ist zu Mittwoch mittags zu einer Sitzung zwecks Ermäßigung des Reichsbankdiskontsatzes einberufen worden. In welcher Höhe die Ermäßigung erfolgen soll, ist noch nicht bekanntgegeben worden. Der Reichsbankdiskont, der am 31. Juli von 4 Prozent auf 5 Prozent erhöht worden war, beträgt bekanntlich seit dem 1. August 6 Prozent.

§. Getreidepreise. Am Mittwoch, 22. Dez., kosteten 100 Kilo (Weizen: W., Roggen: R., Gerste: G., Hafer: H.) Breslau: W. 24,70—25,20, R. 20,70—21,20, G. 19,70 S. 19,90—20,40.

Wiesbadener Theater.

Königliches Theater

Freitag, 25. Dez. Abt. A „Meisterfinger“. Anf. 6 Uhr.
Samstag, 26. Dez. Abt. B „Oberon“. Anfang 7 Uhr.
Sonntag, 27. Abt. D „Carmen.“ Anfang 7 Uhr.
Montag, 28. Abt. C „La Traviata.“ Anfang 7 Uhr.
Dienstag, 29. Abt. A „Prigiosa“ Anfang 7 Uhr.
Mittwoch, 30. Abt. B „Cavalleria rusticana“. Hierauf: „Verfärgelt“. Anfang 7 Uhr.
Donnerstag, 31. Volkspreise: „Das Räichen von Hainbrom.“ Anfang 6 Uhr.
Freitag, 1. Abt. D „Prinz Friedrich von Homburg.“ Anfang 7 Uhr.
Samstag, 2. Abt. A „Udini“ Anfang 7 Uhr.
Sonntag, 3. Abt. C „Götterdämmerung.“ Anf. 6 Uhr.

Residenz-Theater.

Sonntag, 27. 1/4 Nm. Halbe Preise! „Alles mobil!“
7 Abds. „Als ich noch im Flügelkleide“
Montag, 28. 8 Abds. X Volksvorstellung. „Dr. Klaus.“

Kurhaus-Wiesbaden.

Freitag, 25. (1. Weihnachtstag). 11 1/2 Uhr Orgel-Matinee.
4 Uhr Abonnements-Konzert. 8 Uhr Fest-Konzert.
Dirigent: Schuricht.
Samstag, 26. (2. Weihnachtstag). 4 Uhr Abonnements-Konzert des Kurorchesters. 8 Uhr Richard Wagner-Abend. 50 Pfg. Platzkarte.
Sonntag, 27. 4 Uhr Abonnements-Konzert des Kurorchesters. 8 Uhr Symphonie-Konzert. Dirigent: Schuricht. Solist: Frau Alice Goldschmidt-Meyer. (Klavier).
Montag, 28. Dezember bis Samstag, 2. Januar Abonnements-Konzert des Kurorchesters.

Wo? bekommen Sie billig, schnell und modern garnierte

Damenhüte?

Im Mode-Geschäft Frau Schulz

Wiesbaden, Wellrigstr. 2.

Form und alle Zutaten billigt.

Jede Frau ihre eigene Schneiderin!

Schönste und praktischste Neuheit

„Wiener Chic“ Schnell-Zuschneide-System.

In kaum 5 Minuten erlernt jede Frau, jedes Mädchen nach diesem System Blusen zuschneiden. Unentbehrlich in jedem Haushalt. Preis komplett mit Anleitung Mk. 2,75.

Wiener Chic-Vertrieb L. Geiss, Wiesbaden, Westendstrasse 19.

Merzte

bezeichnen als vortreffliches Hustenmittel

Kaiser-Brust-Caramellen

Millionen gebrauchen sie gegen

Husten

Heiserkeit, Verschleimung, Katarrh, schmerzenden Hals, Reizhusten, sowie als Vorbeugung gegen Erkältungen, daher hochwillkommen jedem Krieger!

6100 not. begl. Zeugnisse von Aerzten und Privaten verbürgen den sicheren Erfolg.

Appetitaneigende, feinschmeckende Bonbons. Jede 25 Pfg. Dose 50 Pfg. Kriegerpackung 15 Pfg., kein Porto.

Zu haben in Apotheken sowie bei: Drogerie G. Ordina, Otto Ermeier, A. Reisenberger in Wiesbaden. Ludw. Rost, Kolonialw., Kurzw., Drogerie in Wiesbaden.

„Die Hilfe“

Berlin - Schöneberg

Wochenchrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausg. D. Fried. Naumann

Probe-Abonnement kostenlos. Agenten überall gesucht.

Institut BEIN,

Wiesbadener Privat-Handels-schule, Rheinstrasse 115.

Unterricht in allen kaufm. Fächern sowie in

Stenogr., Maschin.-Schr., Schönschreiben, Verm. Verw. usw.

Beginn jederzeit.

Klassen-Unterricht und Privat-Unterrichtung.

Hermann Bein,

Diplom-Kaufmann und Diplom-Handelslehrer.

Nassauische Landesbank

Nassauische Sparkasse.

Im Interesse unserer Hypothekenschuldner im Landkreis Wiesbaden haben wir versuchsweise die Einrichtung getroffen, daß die am 31. Dezember d. J. fälligen Annuitäten und Zinsen bei den Sammelstellen zu zahlen sind.

Wer nach wie vor Zahlung bei unserer Hauptkasse in Wiesbaden vornehmen will, muß dies vor dem 29. Dezember tun. Von da ab bis zum 20. Januar werden von der Hauptkasse solche Zahlungen nicht entgegengenommen.

Zahlungen durch die Post können jederzeit auf das Postcheck-Konto der Landesbank Nr. 600 geleistet werden.

Näheres ist aus den Anschlägen an den Rathäusern zu ersehen oder an den Sammelstellen zu erfragen.

Für Hypotheken in der Stadt Wiesbaden können Annuitäten und Zinsen nach wie vor nur bei der Hauptkasse gezahlt werden.

Künstl. Blumen!

Stets Neuheit. in Modebl. für Gärten u. Toilette. Christbäumen v. 25 Pfg. an. Tannenzweige 15 Pfg. St. mit roten Beeren 10 Pfg.

B. v. Santen, Wiesbaden, Kunstblumengeschäft, Mauritiusstraße 12.

Telephon 1289 Billiger Möbel-Verkauf!

Empfehle mein reichhaltiges Lager in Schlaf-, Wohnzimmer, und Kücheneinrichtungen, sowie jedes einzelne Möbel nach Angabe und Muster. Besonders Weihnachts-Geschenke zu den billigsten Preisen in großer Auswahl.

Friedr. Wlth. Mahler, Schreinermeister.

Wilhelmstraße 15, Vierstadt, Wilhelmstraße 15

Schwarze Kleidung

als Spezialität der Firma stets

in grosser Vielseitigkeit am Lager



Bestellungen werden sofort erledigt

Telef. 6365

S. GUTTMANN

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Die Franktireurs.

21

Kriegserzählung von F. G.

(Nachdruck verboten.)

Francois wandte sich auf das Geräusch ihm zu. Es war ein schlanker, hoch aufgeschossener junger Mann, sehr anständig gekleidet, mit einem kleinen dunklen Schnurrbart an der Oberlippe, aber etwas bleicher Gesichtsfarbe, der in der Tür stand und die Insassen des Zimmers noch immer wie unschlüssig betrachtete. Sein Blick lag dabei besonders auf dem Hauptmann der Franktireurs, der ihn seinerseits aber jetzt anrief:

„Hallo, George Dubois! wie geht's, Kamerad? Aber was? noch nicht in Uniform — oder hat dich der Schneider sitzen lassen? Mache dir nichts daraus, nimm eine Bluse, Treffen haben wir genug, um dich auszustaffieren, und Gewehre liegen beim Maire drüben in Chateau vieuz, so daß wir in Zeit von zwei Stunden einen richtigen und tüchtigen Franktireur aus dir machen können, wie nur je einer einen verdamnten Preußen über den Haufen geblasen hat.“

Der junge Dubois antwortete nicht darauf. — Sein Auge suchte in diesem Moment nur Jeannette. Madame Boissere aber, die den neuen Besuch kaum mit freudlichen Blicken betrachtete, nahm die Antwort für sich und sagte spöttisch:

„Gib dir keine Mühe, Francois, Mr. Dubois ist nicht aus dem Holz geschnitten, aus dem man Soldaten und Freiheitskämpfer macht. Der hat zu viel hinter seinen Blickern zu tun, so daß er schon ganz krank und elend davon geworden scheint. Der ist gar nicht wie ein Mann, und wenn's nach dem girge, so könnten die Preußen morgen bei uns einrücken und St. Rosaire besetzen.“

„Meine liebe Madame Boissere,“ erwiderte der junge Dubois, indem ein leichtes, wenn auch wehmütiges Lächeln über seine Züge flog, „in dem Fall würde es Francois Salute mit seiner wilden Truppe wohl auch nicht hindern können, aber möglicherweise Elend und Jammer über den ganzen Ort bringen, wie wir es aus vielen anderen Dörfern schon gehört haben.“

„Sollen wir die Hände ruhig in den Schoß legen?“ rief Francois finster aus, „sollen wir den frechen Räubern unser Land geduldig überlassen, daß sie uns nach Gefallen aussaugen und knechten können?“

„Laß uns nicht über Politil streiten, Francois,“ sagte Dubois abwehrend, „unser Vaterland lieben wir beide hoffentlich gleich innig, aber — sehen unsere Zustände hier nur mit verschiedenen Augen an. Ich halte den Widerstand, wenn ich mich ihm auch nicht entziehen mag, für verzweifelt und nutzlos — du träumst von Triumphen und Siegen — ich bin überzeugt, daß wir uns jetzt nur durch einen ehrlichen Frieden von den uns gewordenen Schicksalschlägen erholen könnten.“

„Einen Frieden?“ schrie Francois trotzig auf, „Frieden? So lange auch nur noch einer dieser deutschen Barbaren Frankreichs heiligen Boden tritt? Jamais!“ setzte er theatralisch hinzu. „Nein, aufreiben wollen wir sie, heben bei Tag und Nacht. Keine Stunde Schlaf sollen sie mehr haben — keine Ruhe, keine Raft, und selbst in ihren Betten soll sie der Tod ereilen. Das ist jetzt unsere Taktik, und — wer sich einen Mann nennt, der sollte nicht fern bleiben.“

Dubois schüttelte mit dem Kopfe. — „Ihr wollt aus

einem bisher ehrlich geführten Kriege,“ sagte er, „ein indianisches Gemetzel machen, aber ihr werdet nichts damit erreichen als die Rüge benachbarter zivilisierter Nationen.“

„Die uns bewundern werden,“ rief Francois begeistert aus.

Dubois seufzte tief auf, erwiderte aber kein Wort, und sich nur freundlich an Madame Boissere und Jeannette wendend, sagte er:

„Ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen — vielleicht auf längere Zeit.“

„Abschied?“ rief Jeannette fast unwillkürlich aus, und die Farbe hatte ihre Wangen schon lange wieder verlassen.

„Ja,“ sagte Dubois, und man sah es ihm an, daß er sich Mühe gab, ruhig zu bleiben, „wie ich höre, rücken die von Mex frei gewordenen deutschen Armeen scharf gegen Paris vor.“

„Paris?“ rief Francois hell auf, „von denen, die dahin gehen, kehrt keiner wieder zurück.“

„Und wenn ich auch,“ fuhr Dubois ruhig fort, ohne den Einwand des Kapitäns zu beachten, „wie Mutter Voltaire meint, nicht aus dem Holz geschnitten bin, aus dem man Soldaten macht, so jagt die Fortführung dieses Kampfes für das Unmögliche, was wir jetzt tun müssen, so darf ich mich doch der allgemeinen, von uns geforderten Wehrpflicht nicht entziehen und will mich in dem nächsten Depot zur Mobilgarde stellen.“

„Und weshalb trittst du da nicht bei uns ein?“ rief Francois heftig. — „In der Mobilgarde wirst du in irgend eine Stadt gesteckt und kannst da ruhig hocken, bis wir die Schlachten geschlagen. Wir aber wollen den Feind nicht erwarten, nein, wir suchen ihn auf wie Männer.“

„Ich weiß nicht,“ bemerkte die alte Dame ironisch, „ob Herrn Dubois etwas daran gelegen wäre. Das Abwarten hinter festen Mauern ist immer bequemer, als feste Mauern mit Sturm zu nehmen. Ich selbst bin nur eine Frau, aber wenn ich ein Mann wäre — Sapristi! in dieser Stunde träte ich in Francois' wackeres Korps ein, und wie wir dann im Lande wirtschaften wollten! Auf den Kopf stellten wir's, bis wir das ganze Ungeziefer herausgeschüttelt.“

„Wissen Sie, welches Elend der Krieg schon über unser Land gebracht hat, meine gute Frau Boissere?“ sagte Dubois ruhig, „o, wenn Sie die Stätten gesehen hätten, die ich neulich durchwandert habe — die ganze Umgegend von Sedan und Metz, Sie würden Gott auf den Knien bitten, daß er so Entsehtliches von uns abwende und unserem armen mißhandelten Lande den Frieden gäbe. — Aber nicht um meine Ansichten Ihnen aufzudrängen, bin ich hierhergekommen, sondern nur um den Frauen Lebewohl zu sagen.“

„Aber doch nicht, ehe Sie einen Bissen mit uns gegessen haben, Monsieur Dubois,“ sagte jetzt Jeannette, als gerade das Mädchen mit dem Frühstück ins Zimmer trat, „wollen Sie nicht wenigstens ein Glas Wein mit uns trinken?“

„Ich danke Ihnen, liebe Jeannette,“ wehrte Dubois freundlich ab, „nicht jetzt,“ setzte er hinzu, mit einem Blick umher, als hätte er sagen wollen, nicht in dieser Gefell-

chaft, „meine Zeit drängt auch, denn der Wagen wartet schon auf mich und ich darf nicht länger säumen. Leben Sie wohl und bewahren Sie mir auch in der Ferne ein freundliches Andenken.“

Er reichte dem jungen Mädchen die Hand; als er sich dann aber zu ihrer Mutter wandte, sah er, wie deren Blick fest und finster an ihm haftete. Sie hielt dabei ihre Arme zusammengeschlagen und schien einen freundlicheren Abschied zu verweigern.

„Leben Sie wohl, Herr Dubois,“ sagte sie, „war uns sehr angenehm, Sie gesehen zu haben.“

Der Kapitän der Franktireurs hatte dies kleine Zwischenspiel mit zusammengezogenen Brauen verfolgt und besonders Jeannette scharf dabei beobachtet; als sich Dubois aber gegen ihn wandte, sagte er mit halb bitterem Lachen, indem er dabei mit der Hand abwehrte:

„Nimm keinen Abschied, Freund, als ob du in die Schlacht zögst und irgend einer Gefahr entgegengingest. Dein Weg ist ein sehr friedlicher. Du wirst in irgend einer behäbigen Stadt einquartiert werden, und wenn wir die Preussens indessen über den Rhein gejagt, dann wollen wir's dich wissen lassen, so daß du sicher zurückkommen kannst.“

„Ich werde hierher zurückkehren, Francois,“ entgegnete Dubois ruhig, „sobald ich irgend kann, nicht aber um dem Feinde aus dem Wege zu gehen, sondern um mir liebe Menschen vor vielleicht näheren Gefahren zu schützen.“

„Und darf man fragen, wer die „lieben Menschen“ sind?“ fragte der Franktierre, und sein Auge wandte sich dabei unwillkürlich Jeannette zu. Dubois antwortete ihm aber nicht mehr — sein letzter Blick traf noch das junge Mädchen, und langsam wandte er sich, um das Haus zu verlassen. —

Francois trat mit untergeschlagenen Armen ans Fenster und sah ihm — die Brauen finster zusammengezogen — nach, so lange er ihm noch mit den Augen folgen konnte. Ein Verdacht, den er schon seit längerer Zeit, wenn auch nur in undeutlichen Umrissen, gefaßt, war in ihm zur Gewißheit geworden: Dubois liebte Jeannette und — das Schlimmste — er konnte dem Mädchen selbst nicht gleichgültig sein, denn das Wechseln ihrer Farbe war ihm nicht entgangen. Als er sich wieder umwandte, hatte Jeannette das Zimmer verlassen, und er sah sich mit der alten Dame und dem Cure allein. Die alte Dame schien aber ebenfalls unfreundlichen Gedanken nachzuhängen. Er betrachtete sie einen Moment, und ein leises spöttisches Lächeln legte sich um seine Lippen, dann sagte er mit ebenfolchem Tone:

„Sie scheinen betrübt über den Abschied des jungen Dubois, wie?“

„Hol ihn der — Henker,“ murmelte die Frau unter der Decke, mit einem leichten Anflug von einem Schnurrbart bedeckten Lippe vor, „den — Hungerleider den, denn nur Hunger und Herzeleid hat mir dessen ganze Familie angetan; es ist überhaupt eine bodenlose Frechheit von ihm, daß er nur noch meine Schwelle überschreitet.“

„Wenn ich mich nicht sehr irre,“ bemerkte Francois, „wie hingeworfen, so möchte er sich am liebsten ganz hier niederlassen.“

Die Frau sah rasch und forschend zu dem Kapitän auf, aber ihre Augen blinzelten bei dem Gedanken, und rasch entgegnete sie:

„Eher gäb' ich mein Kind einem Preußen zur Frau, als daß ich es in die Familie ließe.“

„Aber er ist ihr nicht gleichgültig.“

„Nah — was du dir denkst,“ sagte die Frau verächtlich — „er sieht nur immer so kläglich aus, daß sie Mitleid mit ihm hat. Wenn ich etwas anderes bei ihr merkte, so — aber was reden wir darüber. Wißt du doch selber daran schuld, Francois, denn seit drei Wochen hast du dich nicht hier in St. Rosaire bliden lassen, und fast so lange treibt sich der Strolch hier herum.“

„Wenn ich gekonnt hätte, wär' ich gewiß gekommen, aber es ging eben nicht, und ich denke, es wäre am besten, wir hielten jetzt gleich auf einmal nach, was wir bisher versäumt haben.“

„Wieso? Was meinst du damit?“

„Das läßt sich mit kurzen Worten sagen,“ nickte der junge Mann. „Wir haben jetzt Krieg und die unsicheren Verhältnisse rechtfertigen ganz gut ein Abweichen von der

gewöhnlichen Bahn — worin Sie mir gewiß recht geben, hochwürdiger Herr.“

„Aber ich verstehe dich noch nicht, mein Sohn,“ sagte der Geistliche, der sich indessen mit dem Frühstück beschäftigt hatte.

„Die Sache ist sehr einfach,“ sagte Francois. „Sie wissen, Mütterchen, daß ich Jeannette aus vollem Herzen liebe, und haben mir das Mädchen auch schon lange zugesagt. Unsere Familien kennen sich seit langen Jahren, und daß ich imstande bin, eine Frau vollkommen gut zu ernähren, ist ebenso sicher. Im Kriege aber hat der Vögel oft sein Spiel und man weiß nie, wohin die Augen fliegen, und für den allerschlimmsten Fall möchte ich doch gern Jeannette meinen Namen hinterlassen. Mein Wunsch wäre es deshalb, daß wir jetzt in aller Stille getraut würden — feierlich können wir die Sache ja nachher noch immer nachholen, wenn wir als Sieger aus Deutschland zurückkehren.“

Die Frau schüttelte mit dem Kopf. „So schnell geht das nicht, Francois,“ sagte sie, „denn wenn du auch weißt, daß ich es gut mit dir meine und dich zu meinem Schwiegersohn ansehe, so dürfen wir die Sache doch nicht in solcher Art überstürzen — das Mädchen selbst nicht in die Ehe hineintreiben und — sie täte es auch nicht.“

„Nein, Francois,“ fiel jetzt auch der Geistliche ein, „solch eine Sache ist nicht übers Knie zu brechen, und wenn auch vielleicht eine Dispensation —“

Wüßtes Geschrei von der Straße herüber unterbrach ihn, und als Francois ans Fenster sprang, um zu sehen, was es dort gäbe, fand er da draußen vor dem Wirtshaus seine Leute in einer wilden Prügelei, in der sie, in der liebenswürdigen französischen Art, als das zivilisierteste Volk der Erde, einander nach dem Leibe traten. Natürlich flog er gleich hinaus, um die Wütenden zu trennen und wieder Ordnung zu stiften, wobei ihn der Geistliche, der ihm gefolgt war, zu unterstützen suchte; aber es zeigte sich das als kein leichtes Stück Arbeit, denn die Burschen waren fast alle angetrunken und hörten anfangs auf keinen von beiden — was wußte die Bande von Subordination! Es blieb zuletzt Francois nichts anderes übrig, als die Leute aufmarschieren zu lassen, sie in zwei Abteilungen zu trennen und die eine dann hinaus in ein benachbartes Dorf zu führen, wo sie den Waldbrand besetzen und überhaupt das Gehölz rekonstruieren sollten. Er wußte wohl, daß dort kein Feind lag, aber die Gesellschaft mußte eine Beschäftigung bekommen, oder es war eben alles von ihr zu fürchten.

Jeannette war ins Zimmer und wieder auf ihren Stuhl zurückgekehrt, ohne auf den Lärm da draußen viel zu achten. Nur den Kopf wandte sie etwas seitwärts, um der Mutter die rotgeloeinten Augen zu verbergen. Der Frau waren sie aber trotzdem nicht entgangen, und den forschenden Blick auf das junge Mädchen geheftet, sagte sie mit ihrer scharfen Stimme:

„Was hast du, Jeannette — weshalb weinst du?“

„Ich, Mama, — ich weine nicht.“

„Jetzt nicht, aber du hast geweint.“

„Es ist mir etwas ins Auge gekommen.“

„Jawohl — ich weiß wohl,“ erwiderte die Mutter finster — „ich weiß auch was. Höre, Mädchen, wenn ich je dahinter käme, daß du den Hungerleider im Sinn trügst —“

„Den Hungerleider?“ sagte Jeannette rubig — „wen meinst du damit?“

„Ben ich damit meine?“ fiel die Frau heftiger ein — „daß will ich dir sagen, den Herrn Dubois meine ich, damit in dieser Hinsicht kein Irrtum bestehen bleibt — den Herrn Dubois, verstehst du? Der sich in den letzten drei Wochen hier in St. Rosaire herumgetrieben hat.“

„Herumgetrieben, Mama? Du weißt doch, daß er in seinem Beruf und in einer wichtigen Sache hier war, um die Erbschaftsangelegenheit der Familie de Barrou zu regeln.“

„Redensarten,“ rief die Frau, unwillig mit dem Kopf schüttelnd — „was der regelt, laß ich nicht teuer. So viel sage ich dir aber, so lange er sich um die Familienangelegenheiten de Barrou kümmert, habe ich nichts dagegen, sobald er das aber auch auf die unseren ausdehnt, bin ich auch noch da, um ihm die Tür zu weisen.“

(Fortsetzung folgt.)

In französischer Kriegsgefangenschaft.

Der in Longwy in französischer Kriegsgefangenschaft gewesene Leutnant Paulh schildert seine Erlebnisse in der „Säles. Bzg.“:

Ich war am 14. August mit zwei Mann auf Patrouille auf Longwy zur Feststellung der dortigen feindlichen Kräfte geschickt worden. Bei dem Dorfe Michon-Barauch, 70 Kilometer von meinem Regiment entfernt, ereilte mich das Mißgeschick. Der Ort lag ganz friedlich da, das Vieh weidete, und die Bewohner arbeiteten auf dem Felde. Sie versicherten mir auf meine Frage, daß keine französischen Soldaten in der Nähe wären und luden mich doch in einen Hinterhalt, einen Hohlweg, wo 20 französische Infanteristen im Straßengraben verborgen lagen. Aus nächster Nähe überschüttete uns plötzlich ein rasendes Schnellfeuer. Einer meiner Mannen fiel, der zweite wurde schwer verwundet; ich selbst erhielt drei Streifschüsse, mein Pferd, von mehreren Kugeln tödlich getroffen, überschlug sich und begrub mich unter sich. Als ich anfänglich, von der Gewalt des Sturzes betäubt, wieder zu mir kam, lag ich, unfähig, mich zu rühren, unter meinem toten Pferde, und um mich standen die französischen Infanteristen, eben im Begriff, mir den Gnadenschuß zu geben. Es fiel mir in diesem Augenblick, der über mein Schicksal entscheiden mußte, nichts anderes ein, als daß ich ihnen rief: „Messieurs, laissez ces ridicules!“ Diese Bemerkung rettete mir das Leben; der Anführer der Franzosen mußte lachen. Er befahl seinen Leuten, mich in Ruhe zu lassen, und nun wurden der verwundete Mann und ich in Gefangenschaft nach Longwy geschafft, und zwar, da wir nicht laufen konnten, auf einem Wagen liegend.

In Longwy wurde ich einem Kreuzverhör unterzogen, bei dem die Franzosen natürlich nichts herausbekamen. Ich muß sagen, daß sich der Kommandant der Festung wie die anderen Offiziere, mit denen ich sprach, durchaus korrekt benahm. Dann brachte man mich ins Lazarett und nahm mir meine Uniform weg unter dem Vorwand, sie waschen zu wollen, weil sie ganz beblutet war. Der Aufenthalt im Lazarett war nicht sonderlich angenehm; alle Augenblicke warfen französische Soldaten (Mannschaften) Steine durch das Fenster meines Zimmers, und mehrmals drangen Betrunkene herein und drohten mich aufzuhängen. Als ich einigermaßen wiederhergestellt war, wurde ich in eine verhältnismäßig sehr wenig komfortable Zelle im Gefängnis untergebracht, wo ich sehr streng bewacht wurde. Auf meine Beschwerde, daß das für einen deutschen Offizier nicht der richtige Aufenthalt sei, reagierte der Kommandant sofort, erklärte aber, er müsse mich so streng halten, um mich vor seinen Soldaten schützen zu können.

Während meiner zum Teil schriftlich geführten Verhandlungen mit dem Kommandanten setzte das Bombardement der Festung durch die deutsche Artillerie ein. Alles Militär — die Zivilbevölkerung war zum größten Teil schon fort —, brachte sich in die Kasematten in Sicherheit, nur ich wurde in der Stadt verzeßten. Meine Lage war schrecklich. Meine stark verwitterte Zelle befand sich im Gefängnis zu ebener Erde. Eine Granate nach der anderen schlug in die Straße, in der sich das Gefängnisgebäude befindet, die Stadt brannte bald, eine Granate schlug ins Gefängnis selbst, Bransplitter zertrümmerten die Fensterscheiben von meiner Zelle; ich bat den Wächter, mir aufzumachen und mich herauszulassen, aber der Mann erklärte mir, da der diensthabende Unteroffizier mit den Schlüsseln davongelaufen sei, könne er die schwere, eisenbeschlagene Tür nicht öffnen und werde seinen Posten nicht verlassen, sondern mit mir sterben. Ich gab mich für verloren, als ich plötzlich einen französischen Pionierhauptmann, der öfter mit mir gesprochen hatte, und nun als letzter die Außenwache verließ, die Straße entlang laufen sah. Ich rief ihn an und bat ihn, mir zu helfen. In der Tat holte er eine Axt und eine Hacke und arbeitete im Granatfeuer wohl mehr als eine Viertelstunde, eine Zeit, die mir eine Ewigkeit dünkte, daran, die Tür meiner Zelle aufzu-

brechen. Endlich war die Tür offen, und er führte mich in die Kasematten. Hier legten französische Soldaten, erbittert durch die schweren Verluste, die sie durch Granaten erlitten hatten, auf mich an, aber der Pionierhauptmann deckte mich mit seinem Leibe, bedrohte die Soldaten mit dem Revolver und wies sie zur Ruhe.

Ich wurde ins Hospital des Roten Kreuzes in den Kasematten gebracht, und es wurde mir als Wächter ein Soldat beigegeben, dem sich bald mehrere zugesellten, die sich in den Kasematten vor dem Bombardement sichern wollten, das mit unverminderter Heftigkeit sechs Tage fort dauerte. Der Raum war so eng, daß ich manchmal mit drei Franzosen in einem Bett schlafen mußte; bei dem geringen Wasserbottich in den Kasematten war sechs Tage lang an ein Waschen nicht zu denken, und sechs Tage lang mußte ich mit den Fingern aus einem Topfe mit den mir beigegebenen französischen Soldaten essen. Kein französischer Offizier wollte es mir glauben, daß die deutschen Granaten die 7 Meter dicken Betondeckungen der Werke von Longwy durchschlagen würden, aber schon nach dreitägiger Dauer der Beschießung zeigte es sich, daß ich recht hatte. In der Nacht zum vierten Beschießungstage wurde durch einen Schuß in meinem Krankensaal eine Wand eingedrückt, drei Mann, die in den Betten neben meinem lagen, wurden durch Sprengstücke getötet. Am vierten Tage sahe ich eben am Bett meines verwundeten Mannen und unterhalte mich mit ihm über unsere mißliche Lage, als auf einmal eine furchtbare Detonation ertönt und die Betondecke sich langsam auf uns herunterzusinken beginnt. Es gelang mir, die drei in unserem Zimmer liegenden deutschen Verwundeten (außer meinem Mannen, einen Jäger und einen Jäger zu Pferde) mit Hilfe des Pfarrers German, der sich tapferlos benommen hatte, in Sicherheit zu bringen, während wir fünf oder sechs französische Verwundete nicht mehr retten konnten; sie wurden unter den Trümmern der 7 Meter dicken Decke begraben.

Der Raum in den Kasematten wurde nun immer enger, der Verwundeten wurden immer mehr, das Essen mußte man einnehmen, während gleichzeitig in demselben Raume die schwersten Operationen beim Schein von Kerzen vollzogen wurden; früh lag man beim Erwachen zwischen Toten, kurz, es war eine entsetzliche Zeit. In der nächsten Nacht ein furchtbares Getöse: Ein Volltreffer hat in den Saal der Leichtverwundeten eingeschlagen, die sämtlich tot sind. Die Lage der Festung wurde von Stunde zu Stunde schlimmer, und der Kommandant wollte mit den Belagern über die Wegbringung der Verwundeten verhandeln, aber die Deutschen verlangten bedingungslose Übergabe. Dazu wollte sich der Kommandant nicht verstehen, und so nahm die Beschießung ihren Fortgang. Als aber noch eine andere dicht mit Soldaten besetzte Kasematte eingeschossen worden war und die Ärzte erklärten, sie würden unter diesen Umständen die Verwundeten nicht mehr behandeln, und als auch das Wasser und der Wein zur Neige gingen, ließ der Kommandant die weiße Fahne aufziehen; die Kapitulation erfolgte bedingungslos, und der Kronprinz beließ dem Kommandanten in Anerkennung seiner Tapferkeit den Degen. (Nach dem Auffinden der Kisten mit Dum-Dum-Geschossen ist ihm der Degen abgenommen worden. — Red.)

Wir konnten es zuerst gar nicht glauben, daß das Hallenkonzert der krepierenden Geschosse nun aufhören würde und wir ganz frei würden. Die französischen Soldaten freuten sich unbändig, daß das Bombardement nun zu Ende war; keiner von ihnen war schon am vierten Tage der Beschießung mehr zur Verteidigung fähig gewesen, so demoralisierend und niederstimmernd hatte das Bombardement gewirkt. Am fünften und sechsten Tage waren sie zu allem unfähig gewesen, selbst zum Essen und zum Schlafen. Auf meine Frage an die Offiziere, warum sie nicht einen Ausfall machten, hatten sie mir geantwortet, daß sie ihre Leute nicht aus den Kasematten heraustriegeten. Die wirklichen Offiziere hatten sich, wie gesagt, stets tapferlos gegen mich benommen, die Offiziere weiter

Kampf und die Mannschaften taten dies aber erst dann, als ihnen klar wurde, daß sie der Gefangenschaft verfallen müßten.

Nach der Uebergabe der Festung wurde ich von Hauptmann d. R. und von Hauptmann R. in Empfang genommen und nach Luxemburg gebracht, wo ich erst einmal meinen äußeren Menschen wieder in Ordnung brachte; ich habe dreimal gebadet, ehe ich mich wieder für sauber hielt. Am nächsten Tage wurde ich in . . . vom Kronprinzen empfangen, dem ich meine Leidensgeschichte ausführlich erzählen mußte und der äußerst huldvoll zu mir war; auch die Herren seines Stabes erzigten mir herzliche Kameradschaft. Ich machte mich dann mutterseelenallein auf die Suche nach meinem Regiment, ritt sechs Tage lang nach Frankreich hinein, — dabei habe ich dem bekannten Kennreiter . . . noch eine freiwillige Patrouille gegen . . . geritten, und fand endlich meinen Truppenteil wieder.

Seiner Majestät jüngster Rekrut.

Skizze von Arthur Dabillotte.

(Nachdruck verboten.)

Das war, als der Dampfer „Breslau“ im Hafen von Messina lag.

In Scharen strömten junge Leute an Bord, die als Kriegsfreiwillige genommen sein wollten. Manchen gelang es, die meisten aber mußten schweren Herzens wieder aus Land zurückkehren: Man konnte ihre Kräfte nicht brauchen.

Nicht alle aber fügten sich geduldig in das Unabänderliche. Da war vor allen ein kleines siebzehnjähriges Bürschlein, dem der Jugendmut nur so aus den Augen sprühte. Der hatte sich schon gerecht, als die Augen des untersuchenden Arztes über seinen unausgewachsenen schmalen Körper gingen, und hatte die Lungen mächtig voll Luft genommen, damit es am rechten Maß über die Brust nicht fehle: solle. Und dann hatte das Bürschlein mit einer fröhlichen Stimme gesagt: „Herr Stabsarzt, Seiner Majestät jüngster Rekrut bittet, mit vor die Front zu dürfen!“

Der Arzt hatte gelächelt und ihm den blonden Jungenslopf gestreichelt und gesagt: „Uebers Jahr, mein Jung', übers Jahr holen wir dich. Jetzt haben wir genug, laß dich's nicht verdrießen, kleiner Bursch!“

Da hatte das Kerlchen fast geweint vor Enttäuschung, Gram und Born. Ja, auch vor Born. Denn wie ging es zu, daß man ihn nicht nahm, ihn, der tage- und nachtelang von seinen tapferen Taten geträumt hatte, seit er wußte, daß ein gewaltiger Krieg entbrannt war!

Und da sagte er noch einmal sein Sprüchlein her: „Seiner Majestät jüngster Rekrut bittet trotzdem, ihn zu behalten!“ Und fügte mit einem schelmischen Lächeln hinzu: „Soviel Platz wird schon noch sein, Herr Stabsarzt!“

Aber der Stabsarzt war ein Mann, der sich nicht erweichen ließ. Gröhlend mußte sich's das mutige Kerlchen gefallen lassen, daß man ihn mit den andern in die Zolle packte, die sie ins Land bringen sollte.

Während aber die andern sich mit der Abweisung bereits abzufinden begannen, geriet der Kleine immer tiefer in eine zornige Auflehnung hinein. In seinem unschuldigen Herzen, das noch nichts vom Leben und seinen Gesetzen kannte, nistete sich der Gedanke ein, er könne erzwingen, was ihm Pflicht schien. Da unternahm es dieser tapfere, unentwegte Springadbielwelt, gegen diese Großen anzugehen, die ihm seine Freude und Erischlossenheit nicht gönnen wollten. Er wartete, äußerlich scheinbar ganz geduldig und gehorsam, bis die Zolle gewendet hatte und zum Schiff zurückfuhr. Dann schlenderte er, absichtslos, wie es allen schien, am Strande entlang und ließ die andern von dannen ziehen. Erst als er ihr Reden aus weiter Ferne vernahm, drehte er sich um und spähte ihnen nach. Sie waren ganz klein geworden und verschwanden endlich völlig. Am äußersten Ende der Mole stand er nun, ganz allein, und blickte hinaus auf das schimmernde Meer, das glatt unter einem hohen sonnigen Himmel lag, blickte hinüber zu dem großen stolzen Schiff, auf dem sie ihn nicht haben wollten, weil er zu klein und zu schwach sei . . .

„Hahaha!“ Er lachte laut über das Meer hin und beehrte sich in der wohligen Wärme und rief lustlich hin-

aus in die blaugrüne Unendlichkeit: „Ich will's euch aber beweisen, daß ich nicht zu klein und zu schwach bin! Dann müßt ihr mich nehmen!“

Es war wie ein Schwur und ein Versprechen.

Dann warf er die Oberkleider ab, spannte die Arme, als hätte er das ferne Schiff an seine junge Brust ziehen wollen, und sprang mit einem tühnen Satz ins Meer.

Schon als kleiner Junge hatte er oft und gern im Meere gebadet; von allen Kameraden war er stets der gewandteste und ausdauerndste Schwimmer gewesen. Mit starken, regelmäßigen Stößen warf er sich vorwärts; wenn er ein wenig Müdigkeit verspürte, ließ er sich ein Stückchen treiben, um dann mit frischen Kräften weiterzuschwimmen. Immer weiter wich der Hafendamm hinter ihm zurück, immer näher sah er das große Schiff, dem seine Sehnsucht galt, auf sich zukommen.

Jegendwo lautete eine Glocke.

Es war dem eifrigen Bürschlein auf einmal, als rüde das Schiff immer weiter von ihm fort. Ein großer Schrecken fuhr durch sein laut arbeitendes Herz. Wenn der Dampfer abfuhr, ehe er ihn erreichte!

Die letzten Kräfte holte er aus seinem Körper, es mußte erzwungen werden! Lieber wollte er untergehen, als wieder zurückschwimmen und traurig zu Hause sitzen zu müssen, während andere für das Vaterland Blut und Leben ließen.

Er dachte mit einem kurzen, andächtigen Gedanken an seine Mutter, die sich nie in die Fremde hatte fügen können, sondern mit ihren Wünschen und Hoffnungen unausgesetzt in ihrer Heimat, dem schönen Schwabenländchen lebte. Und an den Vater dachte er, den großen, tüchtigen Mann, der sich in Messina als Kaufmann eine feste und ertragreiche Existenz geschaffen hatte. Mit großer Liebe dachte er an beide Eltern, und dies gab ihm neue Kräfte. Er wollte ihnen zeigen, daß sie einen brauchbaren Sohn hatten, der ihnen keine Schande machte.

Aber der Wille war stärker in dem jungen Körper, als dessen Spannkraft; nach jedem Stoß der mageren Arme erlahmte er mehr, eisiger Schrecken krampfte ihm das Herz zusammen. Wenn er unterging, ohne etwas für das geliebte Vaterland, das ihm die Eltern in so glühenden Farben geschildert hatten, getan zu haben!

Noch einmal setzte er an, und siehe da, er bezwang seine Müdigkeit, wie ein Pfeil schoß er dahin, näher und näher kam das Schiff. Schon hörte der das Rufen und Lachen der Mannschaft, schon konnte er den Offizier sehen, der auf dem Hinterdeck auf und ab schritt. . . .

Mit einem großen Dank zu Gott im Herzen schwamm er munter vorwärts. Gigantisch wuchs der Rumpf des Dampfers vor ihm auf, er sah ihn, trotz der Nebel, die sich plötzlich über seine Augen legten. Seine Kräfte waren zu Ende, das fühlte er; aber um alles in der Welt wollte er sich's nicht eingestehen; das Abenteuer mußte bis zum Letzten bestanden werden, bis das erreicht war, um dessentwillen er es unternommen hatte. . . .

Mit starren Fingern klammerte er sich an ein niederhängendes Seil, er wollte die Beine um den stützenden Galt schlingen und aufwärts klettern. Es ging nicht mehr. Unsäähig, sich zu bewegen, hing er an dem Seil; nur rufen konnte er noch. Das tat er denn auch, so laut es ihm möglich war. Ein Gesicht beugte sich über die Reling, dann fühlte er, wie er hochgezogen wurde. Zum letztenmale bligte der Gedanke durch seinen Kopf: Jetzt mußt du dich strammhalten! Und so trat er, wankend zwar, aber aufrecht auf den Offizier zu, der verwundert auf ihn zukam, erkannte in ihm den Arzt und sagte, sich straff aufrichtend, mit der erlöschenden Kraft seiner Stimme: „Seiner Majestät jüngster Rekrut meldet sich zur Stelle, Herr Stabsarzt!“

Dann sank er willenlos um und hörte nur noch wie aus weiter Ferne die Stimme des Stabsarztes, der in tiefer Rührung zu ein paar herbeigeeilten Offizieren sagte: „Meine Herren, das Land, das solche Jungens hat, braucht um seine Zukunft nicht besorgt zu sein!“

Nach einem zwölfstündigen Schlaf erwachte der tapfere Knabe. Seine erste Frage war: „Werd' ich nun angenommen?“

Er hat es lange nicht verwunden, daß sie ihn trotzdem nicht mitnahmen, und erst später, als er reifer und klüger war, hat er eingesehen, warum es nicht hatte geschehen können.

Bierstadter Zeitung.



Unter dem Tannenbaum.

Weit draußen im Vogesenwald,
Wie weht der Winterwind so kalt
Er rüttelt wild aus seinen Traum
Den dunkelgrünen Tannenbaum.

Der Tannenbaum, der beugte sich
So trauervoll und neigte sich,
Mit seinen Zweigen all herab,
Herab auf ein Soldatengrab:

„Oh, laß dein Wehen, wilder Wind,
Hier ruht der deutschen Erde Kind!
Es schläft allein im weiten Feld,
Zum Wächter ward ich ihm bestellt.

Sein rotes Blut hab' ich geseh'n,
Sah seines Atems letztes Weh'n;
Die Linke hielt die Waffe fest,
Die rechte war aufs Herz gepreßt.

Er sprach kein Wort, er weinte nicht,
Nach Deutschland war sein Blick gerich't,
Er sprach kein Wort — — so kam der Tod;
So fand man ihn im Morgenrot.

Und heute ist die heil'ge Nacht,
Nicht so wie sonst erglänzt der Lichter Pracht
Und Jung und Alt im bangen Traum
Schaut auf heut zu dem Weihnachtsbaum.

Drum schweige still, du wilder Wind.
Der deutschen Erde totes Kind,
Der stille Mann im Grab allein,
Der soll nicht ohne Christbaum sein!

Und jacht' verweht der laute Sturm —
Die Glocke schlägt vom fernen Turm:
Die Christnacht ernst und feierlich
Senkt auf den kleinen Hügel sich.

Die Tannenzweige beugen sich
So friedevoll und neigen sich,
Vom Himmel hoch strahlt hell herab
Ein Stern auf das Soldatengrab.

W. Kaden.

Ein Weihnachtsfest im Felde.

Eine Kriegs-Erinnerung.

Wenn der Linien Soldat ins Feld rückt, so entzückt ihn das rege, wechselvolle Leben, welches so ganz verschieden von dem der Garnison ist und oft leise den Wunsch in ihm aufkommen läßt, daß dies doch noch recht lange dauern möchte; denn nur ein ganz erbärmlicher Kerl kann es ja vorziehen, bei der Ersatz-Eskadron tagtäglich die gewohnte Ruhe und Ordnung zu genießen, sich am Abend in sein Bett zu legen und sich am anderen Morgen wieder vom Trompeter wecken zu lassen, während seine Kameraden draußen im nebelkalten Bivak liegen, um schon in der nächsten Minute durch den unterdrückten, von Mund zu Mund gehenden Ruf: „Alarm!“ auf die Pferde geworfen und, in Reih und Glied stehend, vom Oberst mit dem Kommando: „Lanzen auf die rechte Seite.“ „Faustriemen los!“ und einer kräftigen Anrede,

wo der Feind am besten und am sichersten verwundbar, bedacht zu werden.

Wutschnaubend naht der Feind — kaltblütig wird er empfangen. Heißer und heißer tobt das Kavallerie-Gefecht. — Mann gegen Mann; — Schwert gegen Schwert. — Hier die vom grimmigen Stoß zitternde Lanze, dort der pfeifende Stahl. — Tapfer halten Mannen! — Da: — der Feind — — er beginnt zu wanken — — zu weichen. — — Die Lanze — — sie bricht Bahn; die Lanze — — sie lichtet die Reihen — — die Lanze — — sie verfolgt. — — Wo ist der Feind? — Geflohen! — In alle Winde zerstreut! — — Sieg! — — Sieg!!! — —

Das ist das Ideal des deutschen Mannen.

Auch der Landwehrmann fühlt im Felde, daß es noch etwas anderes im Leben gibt, als Rasse zu handeln, Häuser zu bauen, Kindermwiegen und Schränke zu fabrizieren oder Bärte abzuwehmen. Er fühlt sich getra-



ger von dem Gedanken: „Mit Gott für König und Vaterland!“ fühlt sich auf diese Devise hin und für dieselbe jeden Augenblick bereit, dem Feinde gegenüber sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen.

Außerdem läßt ja auch bei derber besatteten Naturen schon die stete Ungewißheit darüber, was die nächste Minute bringen kann, garnicht recht einen Gedanken an die Heimat aufkommen.

Etwas anders gestaltet sich dies nun doch vorzüglich für Kavallerie, bei der Belagerung einer Festung, wenn man so vier Wochen auf einer Stelle so recht auf der Bärenhaut liegen muß; denn hin und wieder mal eine kleine Requisitionspatrouille mitzumachen ist doch gar nicht als Arbeit in Anschlag zu bringen. Da zieht sich die Erinnerung an die Heimat in so manches Herz, und so manche Brust hebt sich höher bei dem Gedanken, daß es doch möglicherweise bald ein Ende mit dem Feldzuge bekommen könnte und möchte.

Ein solches Los traf im Dezember 1870 die 4. Eskadron des 3. Reserve-Ulanen-Regiments.

Die Schwadron hatte bereits 14 Tage als Besatzungs-Kavallerie in Mühlhausen geübt, dort von den Bürgern viel Liebes und Leides erfahren und marschierte am 6. Dezember 1870, nachmittags 4 Uhr, von dort aus, auf spiegelglatter Chaussee, welche den Marsch ungemein schwierig und langweilig machte, in den Belagerungs-Rayon von Belfort, nach La Fontaine, sich zu begeben, wo sie bis auf weiteres Kantonnement bezog.

Diese Unannehmlichkeit, welche die Ulanen im Andenken an die reichen Quartiere doppelt empfanden, wurde jedoch bald überwogen durch den eigentümlichen Zauber, welchen die regelmäßig ertöndenden Geschützschläge der Belagerungsartillerie auf den Neuling ausübten.

Wer wäre wohl albern genug, sich des Geständnisses der unaussprechlichen Freude zu schämen, welche ihn als Kind alles andere vergessen ließ, wenn es ihm gelungen war, den jovialen Papa durch Schmeicheleien, Bitten Liebkosungen endlich dahin zu bringen, ihm die goldene Tick-Tack aus der Hand zu nehmen, bald an das eine, bald an das andere? — Wer wüßte nicht mehr, wie es stets in solchen Momenten sein heißester Wunsch gewesen, eine solche Tick-Tack zu besitzen, um Tag und Nacht in dieser Annehmlichkeit schwelgen zu können? — Wer hätte es vergessen, aus den Uebergängen von der mehr gedankenlosen zur heranreifenden Kindheit her, das große Uhrgehäuse im Zimmer, in seinem Aufsatze die alte, ehrwürdige Ruckucksuhr tragend, wie es nur der, dem neugierigen Knaben wehrende Vater oder die still besorgte Mutter von Zeit zu Zeit des Abends öffnete, um den Schlüssel herauszunehmen und die schweren Gewichte aufzuziehen, wobei die alte Uhr immer so sonderbar schnurrte? — Wer hätte nicht oft genug beim Versteckspiel sich in das alte Gehäuse zu verkriechen gewünscht, wenn es nicht zu fest verschlossen gewesen wäre? — Und nun gar erst, wenn zur abgelaufenen Stunde der Ruckuck sein Häuschen öffnete, herauskriechte und so oft seiner Eigenliebe fröhnte, als die zu verkündende Stunde es ihm gestattete. — Ja, — damals dachte das Kind nicht daran, daß dieser Ruckuck, unbekümmert um der Menschen Dasein, Leben oder Sterben, in ebenso schnurloser Weise die Geburt, als das Ableben aller Familienglieder begrüßte, dachte nicht daran, daß es zu jedem Schrei des Ruckucks seinem Tode näher war.

Es kannte ja kaum die Rosen des Lebens, woher sollte ihm die Kenntnis von den Dornen gekommen sein? —

Die Träume und Wünsche des Knaben hatten sich den Ulanen mit dem heutigen Abend erfüllt. Sie waren hineingezogen in die Uhr, — aber eine große, imposante Uhr. Merkwürdigerweise auch ein Schwarzwälder, wenn wir die wenigen Minuten bis zu dem Schwarzwald ignorieren. Belforts Umgegend von zwei Meilen im Umkreise war das Gehäuse, die Schläge der leichteren Belagerungs-Artillerie das Tick-Tack und von Zeit zu Zeit, wenn das schwere Geschütz sich dumpf grollend vernehmen ließ, war es, als sende es nach Belfort hinein den Ruckuck in Gestalt einer Kugel gleichsam zur Mahnung, daß wieder eine Stunde Widerstand vergebens verfloß.

Unbekümmert, ob er die Geburt oder das Ableben eines menschlichen Wesens begrüßte, slog der ungefügte Ruckuck — mit Stolz können wir es sagen, „der deutsche Ruckuck“ — hinein in die Festung. — Man wollte ihn dort nicht verstehen, und — draußen ward die Uhr von neuem aufgezoogen.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten auch Geseiten Pracht der genannten Schwadron, welcher mit dem Wachmeister, dessen Schreiber und Burschen, sowie noch sechs anderen Ulanen in ein Quartier gekommen war, in dem bereits mehrere Infanteristen und ein Pioneer-Kommando, bestehend aus einem Unteroffizier und vier Mann, deren Aufgabe war, die Telegraphenverbindung zwischen La Chapelle, wo das Belagerungs-Kommando sich befand, und den übrigen Dörfern des Belagerungs-Rayons imstande zu erhalten, Platz gefunden hatte.

Pracht war, nebenbei gesagt, ein heiterer, gebildeter und gefühlvoller Mensch, volker Poesie, welchem es nie an Stoff fehlte, eine Gesellschaft zu unterhalten, ja welcher in schönen Stunden selbst davor nicht zurückbebt, mal ein Reimlein zu schmieden.

In den nun folgenden Tagen wurde sein Unterhaltungstalent von seinen Kameraden gehörig ausgebeutet, denn von Beschäftigung war, wie bereits erwähnt, bei den Ulanen fast gar keine Rede, und so mußte denn der Gedankenaustrausch, verbunden mit arg beschmutzten und zerfetzten Karten, das seinige tun, die Zeit so gut wie möglich hinzubringen.

So war man denn langsam einen halben Monat fortgerückt, und die unbefchreiblich süße Weihnachtswoche brach an.

Aus der Heimat her, getragen auf den leichten Schwingen der klaren Winterluft, duftete das liebliche Aroma der frischgeschnittenen Tannenbäume herüber zu den deutschen Brüdern und Söhnen jenseits des Rheines. Nicht den unmerklichsten Teil dieses Wohlgeruches hatten die dazwischen liegenden hundert Meilen geraubt. Unverkürzt sollte der Landwehrmann die Grüße empfangen, die der tannengegipfelte Harz, die Elbings rauhe Rüste, ja, die der tausend Plätze Berlins, auf denen Weihnachtsbäume feil standen, ihm sandten.

Höher hob sich die Brust.

Wie der Krieg unzertrennlich vom Kanonendonner, wie der Infanterist verwachsen mit seinem Gewehr, so warf man sich wohl Weihnachten und den Weihnachtsbaum vorstellen.

Niemand, den du auch fragst, wird dir Rechenschaft



geben können, was für ein Gefühl es ist, welches dich beim Andenken an die strahlende, äpfelbeladene Tanne durchströmt, niemand wird dir sagen können, wie du es wohl beim rechten Namen nennest.

Auch in Prachts Innern begann es sich zu regen und zu pochen, zu mahnen an die seligen Stunden, die der Weihnachtsbaum in seinem Gefolge führt.

Mit jeder Minute, um welche er dem heiligen Feste näher rückte, wuchs bei ihm der Wunsch, einen Weihnachtsbaum zu besigen und er hatte es verstanden, dieses Verlangen auch bei seinen Kameraden zu einer solchen Sehnsucht zu entflammen, daß man einstimmig beschloß, alle Kräfte daran zu setzen, einen Weihnachtsbaum herbeizuschaffen, und sollte man ihn auch wer weiß woher holen müssen.

Aber — wie anfangen.

Wohl waren kaum eine halbe Meile von La Fontaine die himmelhohen Vogesen, auf denen Tannen in Hülle und Fülle wuchsen, aber das war doch zu nahe an Belfort, daher nicht erlaubt hinzureiten.

Auch bei den Pionieren war die durch Pracht angeregte Idee in empfängliche Seelen gefallen und ihr Interesse lebhaft erweckt worden. Diese guten Kameraden nun, geübt, den dicken Stamm zu fällen und zu einer Brücke zu verwenden, schreckten gewiß nicht vor der kleinen Mühe, ein Weihnachtsbäumchen abzuhäbeln, zurück. — doch immer wieder das Lamento, wo hernehmen?

Pracht ließ nicht nach, stets von neuem anzufeuern.

„Kinder, was hätte es denn aber wohl für die deutschen Truppen schweres gegeben? Es muß doch ein Weihnachtsbaum aufzutreiben sein und sollte es das halbe Leben kosten. Ich hätte wohl schon einen ausgekundschaftet, aber allein kann ich ihn nicht holen.“

„Wo steht er denn?“ riefen alle wie aus einem Munde. „Wir helfen alle!“

„An uns soll es auch nicht fehlen,“ versicherte der Pionier-Unteroffizier. „Führt uns nur hin, wir werden schon mit ihm fertig werden.“

„Hat schon einer die Wassermühle hier im Tale gesehen?“ fragte Pracht, indem er seine Stimme zu einem leisen Geflüster senkte.

„Gewiß! Was solls mit der Mühle?“

„Pst! Ruhig! — Soeben habe ich bemerkt, das dort, fast ganz vergraben im Schnee, reizende Tannensäume stehen.“

„Da holen wir uns einen!“ riefen alle einstimmig.

„Ja — aber wie, daß der Müller nichts merkt?“

„Nun, das wird sich auch schon tun lassen.“

Es war nämlich in allen noch das Gefühl von der Heimat her lebendig, daß auf das Abhauen von Weihnachtsbäumen in den Forsten Strafe steht.

„Im schlimmsten Fall kriechen wir auf dem Bauche hin,“ meinte ein Pionier.

Und ich reite auf euch!“ rief Pracht fröhlich aus.

So wurde beschlossen, den Tag dazu zu benutzen, daß sich ein jeder einzeln nach der Mühle begäbe, um das Terrain zu rekonoszieren und die Bäume in Augenschein zu nehmen, resp. den besten auszusuchen, und jeder kehrt mit dem Resultat und entzückt von der Schönheit der Bäume zurück.

Aber sie waren auch in der Tat schön.

Kerzengerade standen sie da. Stolz und schlank

prangte die schneeige Krone auf ihren Häuptern. Es war kein Zweiglein, keine Nadel zu entdecken, welche überflüssig wäre, oder an eine andere Stelle gehört hätte. — Mit einem Wort, man sah es ihnen an, sie waren zu Weihnachtsbäumen gewachsen, zu allem anderen waren sie zu schade.

Nun ging es unseren Landsleuten wie den weltbekannten Mönchen im Kloster Grabow im Lande Mecklenburg mit den beiden Stören: es ward ihnen die Wahl schwer, welcher zu fällen sei. Und wäre nicht der vernünftige Pionier-Unteroffizier noch zur rechten Zeit dazwischen gekommen, so hätte es vielleicht wegen der Tanne noch gar die schönsten Prügel unter ihnen gegeben. Schließlich einigten sie sich jedoch, wie es vernünftigen Leuten zukommt, in ihrer Wahl und verschoben, nachdem sie sich den König aller dieser Schönheiten herausgesucht, seinen Tode bis zum Abend.

Inzwischen machten sie sich darüber, den Auspuß des Baumes herzustellen. Eine eben nach La Chapelle vorüberreitende Ordromanz mußte von dort 35 Talglichter mitbringen, welche durchschnitten, die Jahreszahl ergaben. Leichter wurden von Zigarrenkistenholz verfertigt, der Wachtmeister spendierte buntes Papier zu Ketten und Apfelmännchen; Rüsse wurden mit Siegelack an baumwollenen Fäden, ebenso Äpfel an Stielen befestigt; Rosinenschnüre dachte man sich, und statt der Marzipangürchen banden sie Liebeszigarren daran.

Unter diesen Vorbereitungen verging der Tag vor dem Heiligabend, und als es Abend geworden war, drängte Pracht die Kameraden, nun nicht länger zu säumen.

„Ich habe,“ sagte er, „mich genau umgesehen. In der Mühle scheint man beim Abendbrot zu sein, deshalb ist es jetzt gerade die beste Zeit. Es ist doch nicht nötig, daß wir den Müller erst über den Hals bekommen.“

So ordnete sich die kleine Schaar in aller Eile. Die Infanterie wurde als Bedetten aufgestellt, die Kavallerie war bestimmt, ihre Schultern zum Tragen zu leihen, und die Pioniere führten, ins erste Treffen die Tat aus.

So verschieden diese Schlachtordnung nun auch von der gewöhnlichen ist, so bewährte sie sich gegen diesen seltenen Feind ganz vorzüglich, und es dauerte keine 10 Minuten, als der Baum schon durch seinen lieblichen Duft im Zimmer auf das bevorstehende Fest hindeutete.

Der Heiligabend brachte in dienstlicher Hinsicht nichts neues und so ging es lustig ans Baumputzen.

Dies war allerdings leichter gesagt, als getan; denn das Bäumchen maß acht Fuß Höhe und war, einmal angeputzt, wegen seines Umfanges durch keine Türe mehr zu bringen, weshalb es gleich im Nebenzimmer, wo es die Feiertage stehen bleiben sollte, aufgestellt wurde.

Die siebenzig Lichterchen waren kaum daran zu sehen; dagegen sparten die bärtigen Kriegerleute nicht an übrigem Putze durchaus keine Mühe, so daß der Baum mit jeder Minute ein reicheres Ansehen gewann und, als er fertig war, sich schwerlich vor einem seinesgleichen in Deutschland genießen brauchte, selbst wenn es kein interimistischer gewesen wäre.

Pracht hatte mit künftigen Verständnis den Auspuß geleitet, und ein jeder hatte sich willig ihm untergeordnet. Da fällt ihm plötzlich ein:



„Leute, wir haben ja keinen Kuchen! — Zu jedem ordentlichen Feste gehört auch Kuchen!“ —

„Ja, Kuchen!“ erwiberten alle. Das ist bald gesagt; aber wer soll backen?“

„Gebt mir Mehl und Eier und Butter,“ entschied da einer der Infanteristen, so will ich für jeden einen Kuchen backen.“

„Topp! wir gehen requirieren!“ rief man durcheinander. In einer Stunde ist alles hier!“

Und so geschah es auch. Die Kerle wußten es so geschickt anzustellen, daß sie aus jedem Quartier etwas schnurrten, und bald rührte der Bäcker mit seinen nackten Armen im Teig umher.

„Wenn es euch nun recht ist,“ schlug Pracht abermals vor, so sammeln wir eine Kollekte und ich reite nach La Chapelle und hole Schokolade und Zucker; ich bin bis Abend bequem zurück.“

Dieser Vorschlag wurde stürmisch begrüßt, und im Nu war eine anständige Summe an der sich der Wachtmeister nicht unbeträchtlich gezeigt hatte, beisammen; einer der Kameraden hatte, während sich Pracht zum Reiten fertig gemacht hatte, dessen Pferd gefastelt und vorgeführt und fort ging es im Trabe nach La Chapelle.

Als es nun sechs Uhr geworden und der Kuchen und die Schokolade fertig war, wurde der Weihnachtsbaum angezündet und unter fröhlichsten Scherzen ging man jetzt daran, die Kuchen, von denen ja doch in der Hitze des Gefechts einer vielleicht etwas größer oder kleiner geraten war, zu vertheilen.

Selten wohl hat ein Weihnachtsbaum eine so zusammengewürfelte Familie um sich versammelt, als wie dieser unserer braven Landsleute. Und mit welchen Gefühlen betrachtete diese Familie den Baum? —

Es war anders, als wenn im tiefsten Frieden daheim die Kinder erwartungsvoll hinter der Tür lauschten, bis das Zeichen gegeben wird, auf welches die frohe Schaar jubelnd herzuweilt, sein Weihnachtsverslein herbetet und hierauf die für ihn unter dem Baume ausgebreiteten Geschenke entgegennimmt.

Zum größten Teil verheiratet und mit unaussprechlichen Gefühle der Vaterfreude bei der Bescheerung vertraut, fühlte ein jeder, daß ihm heute ein gewisses Etwas, die Harmonie in der Familie fehlte.

Niemand sprach es aus; doch die Gesichter verrieten es; das der Geist ganz wo anders weilte, und daß dieser harmlose Scherz doch nicht im geringsten geeignet sei, das richtige Weihnachtsgefühl zu erregen. Denn das Tick-Tack der großen Uhr draußen schwieg nicht es nahm in regelmäßigen Schlägen seinen Fortgang, und mahnte, wo man sich befände.

„Freunde!“ nahm Pracht, der dasselbe in aller Blicken las, nun tief bewegt das Wort, „ich sehe euch allen an, was euch bedrückt. Ich will euch keine bogenlange Rede halten, sondern rufe euch nur zu:

Glücklich ist,

Wer vergißt,

Was doch nicht zu ändern ist.

So wollen wir nun fröhlich genießen, was uns der Schöpfer heut beschieden, um so mehr, als uns das „Morgen“ hinter grauen Nebeln verhüllt liegt.

Pracht hätte vielleicht noch weiter gesprochen, wenn er nicht durch die von dem strahlenden Weihnachtsbaume — eine hier zu Lande nie gesehene Erscheinung — an-

gelockt, herbeiströmende Menge aus dem Gleichgewicht und von seinem Platze gedrängt worden wäre. Scharenweise kamen die Einwohner herzu und des Lobens und Verwunders war kein Ende, so daß die Kameraden, anstatt ihre Schokolade und Kuchen mit Ruhe unterm Weihnachtsbaum genießen zu können, froh sein mußten, daß sie nicht von der ab- und zufließenden Menge der Neugierigen erdrückt wurden.

Doch blieb das Vergnügen keineswegs ein trockenes. Nach und nach brachten nämlich die Bauern einer nach dem anderen hier ein Fläschchen, dort ein Rännchen Wein, den sie sonst vor den Blicken der spähenenden Soldaten sorgsam verborgen hielten, so daß mit der Zeit die Stimmung eine so animierte wurde, das selbst die Karten heut Ruhe hatten und nicht viel fehlte, so hätten die bärtigen Krieger mit der männlichen sowohl, als auch mit der weiblichen Bevölkerung ein regelmäßiges Schmolli getrunken und durchgetanzt.

Unter anderen kam auch der Müller, was den guten Marsjöhnen allerdings nicht sehr angenehm war; denn nur alsaubten sie, nachdem er gesehen, wo sein Baum ein Ende genommen, bestimmt einer Denunziation beim Platz-Kommandanten entgegensehen zu müssen.

Doch da hatte man sich getäuscht. Der alte Mann freute sich so innig über den schönen Schmuck, den man seinem Jüngling verliehen, ja er ward stolz darauf, daß er sich hinreißten ließ, ein paar Flaschen Champagner, die, wie er versicherte, schon lange Jahre in seinem Keller lagerten, zu spendieren.

Das brachte das Vergnügen gewissermaßen auf den Höhepunkt.

Nun wollten aber auch die anderen Bauern nicht zurückstehen und nicht lange, so war so viel Campagner vorhanden, wie man sich nie von dem Dorf hätte träumen lassen.

Glas auf Glas wurde geleert und Gesundheit ausgebracht auf Seine Majestät und Molkte und Bismark und alle Generale von oben herunter. Aber auch Pracht, dem man das ganze Vergnügen eigentümlich verdankte, ward nicht vergessen und manches poculum ihm zu Ehren geleert.

„Da muß ich mich auch revanchieren,“ rief Pracht aus, „und zwar will ich euch etwas lehren!“

„Und das wäre?“

„Ich will euch lehren, wie der Champagner in die Welt gekommen ist.“

„Wir sind begierig! — Nur los!“ scholl es durcheinander.

Und Pracht, nachdem er sein Glas gefüllt und sich erhoben hatte, begann:

„Als Jupiter alt ward, da nährt er zu den Werken der Liebe

Durch feuriger Trauben Gekitt die erschließenden Triebe.

Doch täglich schwand leider das tändelnde Sehnen ihm mehr,

Denn tobt er: „Bachus, wo hast du dies matte Zeug her?“ —

In kurzum mach' wallen das Blut mir in feurigen Wogen!

Für immer sei ionst dir die Banne der Liebe entzogen.

Mein letztes, mein einzig' Körnlein weih' hiermit ich dir,

Doch nirgend darfst pflanzen du's nirgend gedeihen wird's dir

Als in der Campagne,

Die zur Freude erblüht.

Als in der Campagne,

Wo die Lust uns durchgählet.

Geschlagen stand Bacchus, kaum hört er des Olymps Worte, Doch laßt sich der Göttliche schnell, birgt das Körnlein sich sicher. Die freudlose Zukunft ließ. Neben ihn kundigem Spiel,



Der Liebe Genuß zu erringen wird nichts ihm zu viel,
Er adert, er pflanzt, er jätet, er bindet und schneidet,
Die köstliche Traube hat schnell zum Getränk er bereitet,
Drauf eilt er zum Jupiter, kredenzt ihm siegesbewußt,
Und dieser erhebt kaum den Becher, da ruft er voll Lust:

Da! — Wein der Champagne,
Dir zur Liebe erblüht;
Der mit Lust uns durchglüht.

Auf ewig soll Erde und Himmel mit Rauchzen dir danken,
Eoll als Diadem Nebenlaub deine Stirne umranken,
Bacchante, eilet herbei! — Euer Meister steht hier.
Der Liebe geweiht soll Champagner sein fürder und für!
So laßt uns denn, weil dieses Bausgebot Wahrheit geblieben,
Jetzt schwören: Stets wollen wir treu und innig uns lieben!
Stoßt an denn mit schäumenden Bechern und laßt uns sofort,
Besiegeln dies hohe, dies schöne, dies köstliche Wort,

Durch Wein der Champagne,
Der zur Wonne erblüht,
Durch Wein der Champagne,
Der mit Lust uns durchglüht!

Den Refrain hatte Pracht in eine leichtsinnliche Melodie gesetzt, und so sangen ihn denn der ganze Chorus, indem auch die Einwohner lebhaft einfielen, denselben, wenn auch unter souveräner Verachtung der Weichheit und Rundung der Töne, nach, und die leicht erregbaren Franzosen sangen und tranken sich in einen solchen Freundschafts-Paroxysmus, daß, wenn in diesem Augenblick der Feind einen Ausfall aus Velfort gemacht hätte, die ganze Einwohnerschaft gegen sich in Waffen gepakt haben würde, nur, damit das Veranügen nicht geört werde.

Mitternacht war längst vorüber, als sich mit der Zeit das Zimmer zu leeren begann — die Lichter am Baume waren schon vorher ausgelöscht worden — und nun dauerte es, als der Stoff alle war, auch nicht mehr lange, so saßen sich die Soldaten allein. Schnell war nun das kriegsübliche Strohlager aufgeschüttelt, und wie man es sich versah, lag alles in schönster, militärischer Ordnung, genau aufgerichtet, in süßen Träumen an die Weihnachtsbäume der Heimat versunken, und die tiefen Schnarchzüge eiferten an Regelmäßigkeiten mit den ununterbrochenen Schlägen des großen Belagerungsgeschüßes.

Am ersten Feiertage vormittags war bei 24 Grad Kälte in der Kirche bei offenen Türen Gottesdienst und Abendmahl, wo es nicht ohne einen tüchtigen Schnupfen abging; doch prangte als Entschädigung hierfür auf der Mittagstafel unserer Freunde als Feiertagsbraten ein in Rotwein gekochter Schinken, welchen sie aus La Chapelle besorgt hatten und woran sie sich gehörig benehten.

Kaum prangte am Abend wieder der Weihnachtsbaum im Lichterschmuck, so fanden sich, wie auf Kommando, aufs neue sämmtliche Einwohner ein. Der gestrige Abend hatte ihnen zu schön gefallen, und auch heute war von irgend einer Feindseligkeit nichts zu erkennen.

Da die Eskadron am dritten Feiertage nach dem Dorfe Bourogne, ebenfalls im Belagerungs-Rayon, ins Kontonement rücken sollte, schlug Pracht vor, dem Müller dafür, weil er sich in bezug auf den Baum so loyal benommen, diesen zurückzugeben und zwar den Baum so, wie er da war, mit Papierketten und Apfelmörbchen, Fähnchen und Lichterstümpfen, wieder auf seinen ehemaligen Stamm aufzupropfen, und zwar sollte dies eben so geheim geschehen, als das Wegholen.

Dies war allerdings nicht so leicht ausgeführt wie gedacht, denn der Baum war immerhin nicht leicht, und

er mußte doch sauber transportiert werden, um den Schmuck nicht zu beschädigen. Doch der feste Wille der wackeren Deutschen ließ auch dies Hindernis leicht überwinden.

Der Baum wurde in Form eines Keiles zugespitzt und nachdem er mit vieler Mühe durch die Türen gelöst worden, in derselben Ordnung wie man ihn geholt, wieder hingebracht, nur mit dem Unterschiede, daß man in bezug auf den Müller nicht so viel Vorsichtsmassregeln nötig hatte, als beim Abholen. Die Pioniere sagten einen tiefen Schnitt in den Baumstumpf, der Baum wurde hineingepropft, mit einem starken Strick festgebunden und — zur großen Freude aller stand das schmutze Bäumchen beinahe fester als zuvor, als es noch angewachsen war.

Mit schwerem Herzen trennten sie sich von ihm, denn sie nahmen ja nicht nur von ihm, sie nahmen ja vom Weihnachtsfeste Abschied, und zogen hinaus in die ungewisse Zukunft.

Noch lange, noch tief in die Nacht hinein, saßen unsere Freunde in ihrem Quartiere, welches ihnen mit einer Male so groß vorkam.

Am anderen Morgen jedoch sollten sie erst gründlich die Früchte ihrer Tat genießen.

Hatten sie am heiligen Abend viel unter dem Besuche zu leiden — wenn man sich so ausdrücken will — gehabt, so strömte jetzt das ganze Dorf herzu, das neue Wunder an der Wassermühle zu sehen, das gepuzte Tannenbäumchen nahm sich so stattlich aus, als verstände es sich ganz von selber, daß das Volk seinetwegen herbeigeeilt käme, und die Sperre je nicht mehr, wie früher, die Dreistigkeit befähigen, sich auf ihn zu setzen.

Das Kommando: „Zu Dreien rechts brecht ab! Marsch!“ entrückte die Allenen leider zu schnell dem Schauplatz ihres Uebermutes.

Noch eine gute Strecke von den freundlich winkenden Bewohnern begleitet, lag bald das kahlsgeessene La Fontaine hinter ihnen, und weder die grausame Kälte, noch der schlechte Weg, noch die Aussicht auf einen langen Marsch und herzlich schlechte Quartiere konnte sie abhalten, ein fröhliches Lied anzustimmen, ein Lied aus vollster Brust, im frohen Andenken an das glücklich verlebte Weihnachtsfest.

Die Kasse von Gorze.

Nach dem Leben erzählt von E. von Wald-Jedtwitz.

Drohend schwang der Kriegsgott seine Fackel, blutig-rot flammte sie auf am dunklen Firmamente, ihr Schein erfüllte die halbe Welt.

Meh war auf einer Seite von den Deutschen schon garniert, ein Teil des großen Heeres des Kaisers der Franzosen zog sich hinter die Wälle zurück, um hier auf das deutsche Kriegsvolk zu warten.

Friedlich umschlossen von grünen Hügelketten, umrauscht von uralten Buchenwäldern, bescheiden, ferngerückt dem Weltgetriebe, lag das Städtchen Gorze. Kein Schienenstrang, kein schriller Pfiff der Lokomotive stört seinen stillen Frieden, kein fremder Fuß betrat die Tore, man kannte es kaum und niemand nannte seinen Namen.



Was draußen die Völker trieben, störte den Frieden seiner Bewohner nicht, ob Kaiser und Könige mit einander haderten, kümmerte sie wenig, wenn ihre Ruhe nur unangestastet blieb.

„Bis hierher werden sie nicht kommen!“ Damit trösteten sie sich, und als der Feind nur noch wenige Stunden von dem Städtchen an der Mosel stand, da wollten sie es doch nicht glauben.

Der Morgen des 16. graute, ganz Gorge lag noch in süßem Schummer, da sprengten Reiter durch die Straßen, die Bürger fuhren schlaftrunken aus den Betten, — der Ruf: „les prussiens, les prusseins“ — entseßelte jetzt mit einem Male Angst und Schrecken doppelt. Sechs preussische Mannen jagten zuerst durch die Stadt, eine Schwadron folgt, dann kam ein ganzes Regiment, bald Infanterie und Kürassiere und Train und rassende Kanonen und Wagen, Reiter, Fußvolk, Marketender — nach einer Stunde war ganz Gorge ein Meer von deutschen Kriegern! —

Der Schreck lähmte den biedereren Bürgern alle Glieder, das Lärmen der Fremden machte sie verstummen: sie gaben schweigend den Kriegern, was sie verlangten, schon froh, daß diese nur um einen Imbiß einen Trunk baten und nicht Selbsthilfe in Anwendung brachten.

Nur Meister Antoine, der Invalide von Magenta, war guten Mutes, ein Kriegerslied pfeifend stand er am Fenster, trat mit seinem Stelzfuß den Takt der Melodien, welche die vorüberziehenden Regimentsmusikern spielten. Dabei reichete er Wein, Brot und Zigarren, weil er wohl aus eigener Erfahrung wußte, daß es weit klüger ist, freiwillig dem Soldaten zu geben, als abzuwarten, bis er sich's nimmt.

Sein Haupt schmückte die alte Soldatenmütze, sein Knopfloch zierte die Ehrenlegion am roten Bande. Ihm zur Seite stand sein Kind Madeleine und sein blondgelocktes zehnjähriges Söhnchen Antoine, dem Vater beim Liebeswerke helfend.

Dicht am Fenster hielt ein Infanterie-Bataillon. Ein junger Offizier stand neben seinem Zuge. Der alte Invalide mit der Soldatenmütze auf dem Kopfe, die Ehrenlegion auf der Brust, das liebeleiche Kind an seiner Seite, erweckten sein Interesse, er grüßte freundlich mit der Hand und fragte, wo er sich das Ehrenband verdient.

„Bei Magenta!“ gab er stolz zurück. „Bei Gott, Herr Leutnant, wenn ich mein zweites Bein nicht dort gelassen hätte, Sie sähen mich heute hier nicht müßig stehen!“

Der junge Offizier nickte zustimmend zu, die schlichte soldatische Art des alten Invaliden berührte ihn angenehm.

„So, meine Kleine,“ wandte er sich an die Kinder, „gib mir auch einen Trunk,“ und nahm den Becher roten Weines, den ihm Annette schlichtern reichte. In diesem Augenblick war's, als man den ersten Verwundeten — einen Husarenoffizier, — hereintrug; ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sprang der Offizier hinüber und reichte den vollen Becher dem bleßierten Kameraden, stumm nickte der seinen Dank und sog begierig den stärkenden Trank.

„An die Gewehre!“ erscholl das Kommando.

Fort ging's; stumm mit der Hand den Invaliden und dessen Kindern den Abschied winkend, zog der junge Offizier von dannen.

„Wenn sie „den“ nur nicht gerade todschießen Papal!“ klagte die Kleine.

Der Alte sah ihm sinnend nach.

Es steht in Gottes Hand, mein Kind, wie Du, wie ich und wir alle! Amen!“

Die Luft erzitterte bald darauf von jenen wilden Tönen des Schlachtgetümmels, die Herzen bebten bei ihrer Allgewalt, doch die da fochten, standen in Gottes Hand.

Heute Morgen beleuchtete die Sonne noch ein frohes Bild des Friedens, jetzt erfüllte ein Klagegelaute die Straßen des Städtchens, tausende von Bleßierten suchten und fanden hier Unterkunft.

Annette saß still im äußersten Winkel des kleinen Zimmers, sie mochte nichts mehr sehen, das Drängen und das Treiben machte sie matt und müde, bald schlief sie, im Stuhle sitzend ein, die Mutter brachte sie zu Bett, sie faltete die Hände und bat den Lenker aller Schlachten für alle, die dort fochten, doch für den einen ganz besonders innig.

Der Offizier rückte an der Spitze seiner Kompanie zum Tore hinaus nach deutscher Art; dem Kanonendonner folgend marschierte er die steile Anhöhe, die sich unmittelbar hinter Gorge nach Meß zu erhob, — hinauf. — Hunderte von Verwundeten, von Sterbenden wurden ihm entgegengetragen, ein Anblick, welcher das Herz jedes braven Soldaten wohl schmerzlich rührt, doch nicht erzittern läßt.

Wie ein guter Genius umschwebte ihn das Bild der lieblichen Kleinen, weithin flogen seine Gedanken — hin zu der Heimat, blühte auch ihm doch dort ein lieber, blonder Lockenkopf, schlug doch auch dort für ihn ein Kinderherz, das seine Bitten für den fernern Vater aufsteigen ließ zum Himmel.

Die Kugeln pfeifen schon gewaltig, hier stürzt ein Mann im Gliede, dort ein zweiter, es folgen schon mehrere, der älteste Offizier der Kompanie sinkt schon nieder — zu Tode getroffen — ein Händedruck, ein letzter Abschiedsblick — dann vorn — mit Gott für König und Vaterland!

Die Fahne los, sie flattert stolz im Winde, der Preußen Arme reckt seine Schwingen, der Waldesraum ist jetzt erreicht — dort, kaum gedeckt durch das Gestrüpp, trägt man die Schwerverwundeten zusammen — der Samariterdienst entlastet seine Blüten, wie vieles will er — wie wenig kann er tun.

Die Kompanie steht wie die Felsenmauer, im Angesicht des Todes sagt sie Posto, der Adjutant fliegt herbei auf schaumbedecktem Rosse. — „Nur vorwärts bis zur Kuppe!“ — dann sprengte er zurück, drei Kugeln haben ihn erreicht, er sinkt vom Pferde, er bleibt im Bügel hängen, der braune Wallach schleift seinen Herrn, jetzt reißt der Riemen, ein jugendvolles Herz hat ausgeschlagen.

„Avanzieren!“ kommandiert der Führer, nur etwa zwanzig erheben sich, die Offiziere liegen, sie traf das Blei des Feindes, nur er allein ist gesund und frisch — da ein schriller Schmerz, er sinkt zusammen, der Splitter der Granate sitzt ihm im Fuße.

Es wogt der Kampf, die Kugeln fliegen wie der Hagel, den der Teufel streut, der Feind rückt vor, der Feind rückt an, Husaren, Kürassiere stürmen herbei, sie weichen nicht zurück, obgleich der Gegner mehr denn doppelt, dreifach überlegen.

Das Gefecht kommt jetzt zum Stehen, er liegt noch auf derselben Stelle, ein zweiter Schuß streift seinen Arm. Da naht der Bufenfreund mit seiner Kompanie, er läßt



ihn von dreien seiner Leute auf die Schulter nehmen, um ihn zurückzutragen, die Mitrailleuse sendet ihre Grüße, die Träger stürzen, er hat den dritten Schuß bekommen.

Da übermannen die Schwäche den verwundeten Offizier, er fühlt nicht, wie die vierte und fünfte Kugel ihn durchbohrt, er schläft halb bewußt, halb unbewußt, doch mitten in dem Schlachtgetümmel, da steigen Bilder lieblich mild vor seiner Seele auf. Das Kind des Invaliden von Magenta spielt mit seinem Kind daheim, sein Weib wäscht mit heißen Liebestränen seine Wunden, und Ruhe, Besserung und Frieden kommen über ihn.

Jetzt ist er erwacht, rings tiefe Nacht, nur einzeln noch ein Schuß und ab und zu ein ergreifender Schrei von einem, der allzuschwer getroffen. Er ist nicht mehr allein, ein Häuflein seiner Getreuen, die Gott beschützt und nur aus leichten Wunden bluten ließ, ist um ihn versammelt. „Wie steht die Schlacht?“ fragt er noch halb im Traume.

„Sieg! Viktoria! Gewonnen!“ rufen sie durcheinander. „Gelobt sei Gott!“

Brennender Durst stellt sich quälend ein, brennend heiß schmerzen die Wunden. Der eine holt Wasser herbei, ein mühevoll Beginnen, — es ist ein Weg, der eine halbe Stunde lang im nächtlichen Dunkel über Leichen führt.

Die anderen versuchen die Wunden mit Leinen zu verbinden, sie fertigten aus Gewehren eine Bahre, um ihn vom Schlachtfelde nach dem Verbandplatz zu tragen; ihr Mühen ist vergeblich, denn jene Frage ist viel zu hart für den Schwerverwundeten, dem jede leise Berührung schon Höllenqualen schafft. Da endlich breiten sie einen Mantel aus, den ziehen sie unter ihn und so setzt sich der traurige Zug in Bewegung.

Auf dem Verbandplatze wimmelte es von Blessierten, es ist ein Anblick, bei dem sich die Haare sträuben. Der Arzt schneidet den Stiefel los, besteht die Wunden und zuckt die Achseln, dann spricht er dem jungen Krieger Mut ein, läßt ihn auf ein Krankenlager heben und schickt ihn hinunter in das Städtchen Gorze.

Die Bahre mit ihrem Führer auf den Schultern, schreiten im Gleichschritt die vier Soldaten durch den Wald, die Sonne stieg eben auf, es ist als ob der blutgetränkte Acker, den sie beleuchtet, sich selber blutig färbte. Der Morgenwind streicht durch die Zweige, sie neigen flüsternd sich zusammen und durch die Blätter geht ein banges wehmutsvolles Jagen.

Still ringsum wie auf dem Friedhof, in einen Friedhof ist in der Tat das Land verwandelt, denn meilenweit ist es bedeckt mit Toten und mitten darin liegt schweigend das Städtchen Gorze.

Der Verwundete begrüßt es mit wahrhaftig heimatlischen Gefühlen, wußte er doch dort ein Haus, was sich ihm sicher gastfreundlich öffnen würde, wenn nicht schon andere Gleichbetroffene das letzte Plätzchen für sich in Anspruch nahmen.

Wie hatte es sich verändert! Aus jedem Hause hing eine weiße Fahne mit dem roten Kreuz darauf, als Zeichen, daß hier Opfer der gestrigen Schlacht untergebracht waren.

Die Straßen kamen ihm fremd vor, gestern Morgen im Vollgefühl des kommenden Kampfes begeistert, den Befehl zum Angriff herbeisehnend, hatte er es gesehen, — kaum wußte er, welche Straßen er passiert hat, — wie sollte er das eine Haus jetzt finden, das eine, in dem er auf freundliche Gastfreundschaft hoffte.

Da hörte er eine Stimme, sie klang ihm wie Musik inmitten dieser entsetzlichen Wirren.

„Hier, hier, mein Herr Leutnant, hier!“

Der Invalide war's, der brave Invalide von Magenta, er humpelte heraus und forderte die Soldaten auf, ihn in seinen Laden herein zu tragen.

Im Ladenraum war Stroh gestreut, darauf legten sie ihn nieder, wie dankte er Gott, daß er hier unter Dach und Fach war, bei Leuten, denen doch ein teilnehmendes Herz im Busen schlug. Die Nebenräume waren alle von Leidensgenossen besetzt.

Antoine wandelte geschäftig zwischen ihnen herum, dem einen einen Trunk, dem anderen Speise reichend, dort einen Rotverband anlegend, hier eine heiße Wunde kühlend.

Die Kleine schlief noch; dort in dem Bettchen, welches man in den Laden rückte, lag sie, hinter dem Vorhang hervor hörte man ihre Atemzüge.

Antoine war ruhig, mitleidiger Ernst lag auf seinen Zügen, zuweilen aber blitzte eine Träne in seinen Augen, der Ausdruck tiefen Schmerzes flog über das wettergebräunte Soldatengesicht.

„Wir sind geschlagen,“ sagte er traurig, „aber nicht wahr, schon manche Schlacht ging verloren und am Ende wurde noch alles gut.“

„Der Sieg liegt in Gottes Hand!“ antwortete mit matter Stimme der Verwundete.

„So ist es, und wir können deshalb doch Freunde sein,“ entgegnete Antoine und beide schüttelten sich die Hand.

Der Tag verging; draußen auf der Straße wälzten sich die Truppenzüge, die Wagenreihen rasselten unaufhörlich vorbei. Gefangenentransporte folgten, Schlachtvieh wurde vorbeigetrieben, nur mit Mühe gelang es, die Verwundeten in den Häusern vor Eindringlingen aller Art zu schützen.

Noch immer war kein Arzt zur Stelle, sie hatten alle Hände voll zu tun und wanderten von Haus zu Haus, um ihre Kunst zu üben, — der Abend senkte sich schon nieder.

Der 18. August brach an, Kanonendonner, furchtbares Getöse kündete der Welt, daß wieder sich um Meß der Kampf entsponnen.

Das dauerte den ganzen Tag, die Aufregung in Gorze war ganz entsetzlich, da endlich am Morgen des 19. August langte die Kunde an, daß bei Gravelotte der König von Preußen, nach Hohenzollernart selbst die Schlacht kommandierend, einen glänzenden Sieg über die Franzosen gewonnen habe.

Antoine weinte, die heißen Tränen rannen ihm in den Bart, er konnte es gar nicht fassen, daß seine tapferen Kameraden sich von den Preußen hatten wieder schlagen lassen.

Der Offizier war bedenklich krank, das Wundfieber schüttelte seine Glieder, noch immer war kein Arzt zur Stelle. Wie gerne hätte Annette ihm geholfen — wie gerne hätte sie ihm wenigstens eine Freude bereitet!

Wehmutsvoll schritt sie durch den kleinen Garten des Hauses, wie war er vor wenigen Tagen noch gut gepflegt gewesen, wie war er jetzt zertreten, denn die Soldaten kochten sich dort ihre bescheidenen Mahlzeiten.

Auf all den Büschen, die so duftige Blüten trugen, hingen jetzt Kleidungsstücke, nur noch ein einziger Rosenstrauch war unverehrt, er stand in vollster Blüte. Da leuchtete Annettes Auge auf, schnell brach sie die



schönste dunkelrote Rose und brachte sie dem lieben Freunde an das armselige Lager von Stroh. Der Offizier dankte ihr stumm durch Blick und Händedruck und sog den süßen Duft mit langen Zügen ein.

Mitten im Kriegsgetöse des Dufte einer vollen, schönen Rose einzutreten, sich an der Glut ihrer Farbe zu erfreuen, das tat ihm wohl.

Annettchen strahlte, wie fühlte sie sich hoch beglückt! Der Lärm dort draußen nahm eher zu als ab, nur zuweilen verstummte er auf Augenblicke, wenn ernst ein Leichenzug vorüber kam, der wieder einen treuen Krieger zur letzten Ruhe bestattete; war der Trauerzug vorbei, so brach das sinnverwirrende Geräusch von neuem los und überflutete die momentane Stille.

Plötzlich steigerte sich das Geräusch mehr und mehr, man konnte deutlich vernahmen, wie tausend Röhren „Hurra, Hurra“ riefen. Wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund: „der König naht, der Sieger von Gravelotte, er zieht vorüber, er kommt vom Schlachtfelde und geht in sein Hauptquartier an der Mosel!“ — Da durchzuckt ein Gedanke das Herz des todesmatten Kriegers, die Rose sollte nicht allein für ihn, nein, sie sollte auch für seinen König blühen, schnell griff er danach und gab sie seinem Diener.

„Bringe diese Rose Seiner Majestät unserem König und sage, daß ein auf den Tod wartender Offizier sie seinem Herrn und Gebieter sende als Gruß des Siegers von Gravelotte!“

Der junge Bursche sprang von dannen, die Rose hochgehalten, bahnte er sich den Weg, jetzt stand er an dem Wagen, der König streckte seine Rechte aus und nahm die Blume; er fragte wer sie sende, und der Soldat nannte den Namen des Offiziers und was er ihm zu sagen aufgetragen hatte, dann kehrte er zu seinem Leutnant zurück. — — —

Die Kräfte des Leutnants waren jetzt zu Ende, er sank zurück auf's Stroh, — um zu sterben. Wie lange er so gelegen er wußte es nicht, denn als er erwachte, fand er sich in einem netten Zimmer im oberen Stock des Hauses wieder; der Fuß lag im Gipsverbande, der glückselig lachende Bursche stand neben ihm und teilte ihm mit, daß es ihm endlich gelungen sei, einen Arzt herbeizuschaffen, der sofort die nötige Behandlung eintreten ließ.

Doch größere Freude stand ihm noch bevor, so groß, daß erst der Diener langsam prüfen mußte, ob sie nicht zu gewaltig sei für den geschwächten Patienten, — sein Weib, sein treues, junges Weib erschien, um seine Pflege von jetzt ab zu übernehmen.

Die Wirkung blieb nicht aus, die Wunden heilten, und ehe der Herbst die Blätter rostig färbte, trat das glückliche Paar die Reise nach der Heimat an.

Ein Jahr und darüber zog ins Land, die Kriegesfackel war verlöscht. Die Truppen zogen heim zum heimatischen Herde und durch die kampfesmüde Welt erscholl voll Jubel ein einziges Wort, das Wort hieß: „Friede!“

Der Leutnant war avanciert, der Kaiser hatte ihn zum Hauptmann befördert und er hatte einen Wirkungskreis erhalten, wo er sich von seiner schweren Verwundung erholen konnte, sodaß er mit hoffnungsvollen Blicken in die Zukunft sehen konnte. Aber wenn auch seine Wunden nicht mehr schmerzten, eine viel tiefere hatte er empfangen, — sein Liebste — seine treue Gattin war durch den Tod ihm entzogen worden, kaum in der Heimat angekommen.

So saß er denn am Weihnachtsheiligabend nach dem Kriege mit seinem Töchterchen in dem vereinsamten Gemach, noch trauernd um die Dahingeshedene und die Kleine, wohl angeregt durch seine Betrübniß fragte plötzlich: „Du bist wohl traurig, weil Dir Niemand etwas schenkt, lieber Papa?“

Der Gefragte hatte kaum Zeit zu einer Antwort, als es draußen klopfte und auf das „Herein“ der Postbote eintrat und mit wichtiger Miene eine Kiste überreichte.

Von Seiner Majestät dem Kaiser,“ sagte der Postbote feierlichst.

Der Offizier glaubte nicht recht gehört zu haben, aber nachdem er sich von der Richtigkeit überzeugt hatte, öffnete er mit fliegender Hast das Paket.

Auf ein Gemälde fiel sein Blick, auf ein Gemälde schön und sinnig, wie es

nur des Kaisers Herz ersinnen kann.

Ein monumentaler Stein, halb überschattet vom deutschen Banner, bildet den Mittelpunkt, er trägt die Inschrift: „Gorze, am 19. August 1870“, das eiserne Kreuz blickt darunter hervor, ein Helm, umwunden von einem Eichenkranz, auf dem wie dicke Tränen, große Taupfropfen perlen, steht darauf und oben in dem goldenen Rahmen erblickt im hellsten Silber ein voller Rosenzweig.

Das Licht des Weihnachtsbaumes bestrahlt des Kaisers Gabe, das Licht des Weihnachtsbaumes brach sich in den Dankesjahren des glücklichen Empfängers.

Kostbar war gewiß die Gabe, doch kostbarer noch die Worte, die sie begleiteten. Ein Brief von höchster, allerhöchster heiliggeliebter Hand, war der Sendung beigelegt. Das war des Kaisers Weihnachtsgabe!

*
Wenn
die heil'ge
Nacht den
Sternenschleier
um der Erde träumend
Antlitz legt, wogt die
deutungsvolle, süsse Feier durch
die Welt und Herz am Herzen
freud'ger schlägt. Dunkel sind die Pfade,
stumm die Auen, aber tausend
Freudentränen tauen, und des Himmels
blaues Gotteshaus steckt Millionen heller
Kerzen aus. In Palästen wie in Hütten kündet
sich der Gottesliebe ew'ger Zug, und gewiß
der Armen Aermster findet, daß auch ihn ein Gott am
Herzen trug. Zu der Kindheit süßen Weihnachtswohnen
ist so rasch der erste Sinn entronnen, und der Lenzzeit
ungetrübte Lust weckt der Wehmut Töne in der Brust
Still ist die laute Lust geworden, innen tiefer wohnt die
Seligkeit. Eingegrenzt ist sie von kalten Borden, und
im Stürme rauscht vorbei die Zeit. Blumen knicken in
dem rauhen Föhne, traurig klingen uns die heitern
Töne, und die Welt, dem Kind so wonneschwer, wird
zum wellendunkeln, öden Meer. Doch nicht
ganz ist aus der Brust entflohen, was die Jugend
freudlich einst erhielt. Kommt
die Weihnacht langsam hergezogen,
da entschleiert sich die
inn're Welt
und ein
Läuten
hebet
an, ein
Klingen
und es
hebet sich auf gold'nen Schwingen
die Gebete, Psalmen froh empor zu des Sternens-
reigens Weitenchor. Weihnachten wird in jedem guten
Herzen. Freudentend schafft sich's Seligkeit
und ein Christbaum, hell von tausend Kerzen,
gießt den Schimmer in die Herzen weit. Und
die Träume, die schier ausgeträumet, wachen
auf; die alte Freude säumet golden, wo der Tag so
ernst und grau, und der Himmel leuchtet sternan-blau.